



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 45.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. Hanna.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das war es nun, was mir Annie, von vielen Thränen-
güssen unterbrochen, erzählte; nach Frauenart bei mancher
Einsamkeit verweilend, die an und für sich unerheblich war,
genau betrachtet aber doch an Bedeutung gewann. Voll
Erstaunen und Unwillen hörte ich zu, bis sie geendet und die
ganze Schurkerei George Redruths offen vor mir lag. Was
ich von dem Treiben der Welt kannte, war, wie der Leser
zu beurteilen im Stande ist, blutwenig, ich wußte nichts von
ihren niederen Leidenschaften, nichts von ihren trivialen Ver-
brechen. Daß ein menschliches Wesen, das für sich den
Titel eines Gentleman in Anspruch nahm, fähig sein könne,
ein Mädchen, das er zu lieben vorgab, mit kaltem Blute
ins Verderben zu stürzen, schien mir ganz unglaublich; aller-
dings hatte ich schon Ähnliches erzählen gehört, es aber stets
in das Gebiet des Romans verwiesen. War ich jedoch
einerseits von Entsetzen befallen, als ich den Bericht über
George Redruths namenlose Schlechtigkeit erfuhr, so war
ich andererseits nicht minder betroffen über die mir unerklär-
liche Geduld, mit der Annie dies alles hatte über sich er-
gehen lassen. Der Mann hatte keine Schonung verdient!
Ich äußerte mich darüber in unverhohlener, bitterer Weise;
Annie weinte nur und schüttelte den Kopf.

„So schlecht er gegen mich gehandelt,“ sagte sie, „so hat
er doch, ich bin dessen gewiß, ein gutes Herz, und sich,
Hugh, ich habe ihn so sehr lieb gehabt! Und auch er liebte
mich wieder, bevor diese Miß Graham zwischen uns trat.“

„Du sagtest, daß eine Trauung stattgefunden habe,“
sagte ich, „wenn dem so ist, so glaube ich doch, daß Du
gesetzlich seine Frau bist.“

„Vor Gottes Angesicht bin ich es. Aber, lieber Hugh,
wenn diese Trauung rechtskräftig gewesen wäre, so würde
er es wohl nicht wagen, eine zweite Heirat einzugehen.“

„Solch ein Schuft wagt alles!“ erwiderte ich empört.
„Es ist gut, daß Du kamst, denn noch ist es Zeit. Er soll
Dir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; weigert er sich
dessen, so werde ich ihm eine Lektion geben, daß er Zeit
seines Lebens sich in keines ehrlichen Menschen Gesellschaft
mehr wird sehen lassen dürfen!“

Die Wahrheit zu gestehen, brachte mir Annies Bericht,
so schmerzlich und entsetzlich er auch war, doch eine gewisse
Erleichterung. Wenn alles sich wirklich so verhielt — und
ich hatte keinen Grund, an der buchstäblichen Wahrheit des
Erzählten zu zweifeln — so würde, sagte ich mir, Madeline
sicherlich niemals einwilligen, dem Urheber solchen Elends ihre
Hand zu reichen. Unter allen Umständen mußte sie darum
auch ohne Aufschub alles erfahren und sollte es aus meinem
eigenen Munde sein. Angesichts des Mannes, der ihr
Gatte werden sollte, wollte ich sie vor dessen niederem
Charakter warnen, nicht in der Hoffnung, für mich irgend
einen Gewinn daraus zu ziehen, nein, nur um sie selbst vor
späterem Unglück zu bewahren. Wenn sie, nachdem sie die
ganze Wahrheit erfahren, dennoch auf der Verbindung be-
stand, nun so waren ihr doch die Augen geöffnet und ich
hatte wenigstens meine Pflicht gethan.

Kurze Zeit nachdem Annie ihren Bericht beendet, trat
John Radd ein. Er hatte ohne Zweifel seine Abwesenheit
gesichtlich ausgebeugt, annehmend, daß wir uns manches
zu sagen haben würden. Als ich ihm mitteilte, daß es
meine Absicht sei, mit meiner Cousine nach St. Gurlott
zurückzukehren, schien er nicht wenig erstaunt, machte jedoch



Großer Hunger. Gemälde von Ludwig Knaut. (S. 530.)

keine Bemerkung darüber, ebensowenig wie Annie, obwohl derselben sichtlich bange war vor dem, was nun folgen würde.

Ich ließ meinen Gästen einige Erfrischungen geben und begab mich mittlerweile zu dem Sachwalter Lord Es; glücklicherweise traf ich ihn zu Hause. Nachdem ich ihn benachrichtigt, daß ich Familienverhältnisse halber gezwungen sei, sofort nach St. Gurlott zu reisen, erbat ich mir von ihm den dazu nötigen Urlaub, den er mir auch ohne Schwierigkeiten bewilligte, mich einzig ersuchend, so bald als möglich wieder zurückzukommen.

Nach Mittag fuhr ich von Swendomey fort. John Rudd kutschte, ich saß mit Annie im Wagen. In Tornborne trennten wir uns, da John Rudd in der Richtung nach Falmouth zu fahren gezwungen war, während ich ein Gefährt mietete, dessen Lenker uns nach St. Gurlott bringen sollte.

Es war eine lange, ermüdende Tour, wir fuhrten beinahe die ganze Nacht durch und kamen erst gegen Morgen in Sicht des alten, lieben Dorfes. Während der Fahrt wurde nur wenig gesprochen, ein jedes hatte mit seinen eigenen Gedanken vollauf zu thun; hier und da nur richtete ich eine weitere Frage über die Vergangenheit an Annie und ihre Antworten überzeugten mich stets aufs neue, daß George Redruth keine Schonung verdiene.

Alles, was ich hörte, verwickelte auch Johnson immer tiefer in das schurkische Komplot. Nun, er hatte seine Schuld bezahlt; es lag ein gewisser Trost darin, zu wissen, daß er, obwohl er nicht der Hauptschuldige war, sein trauriges Schicksal doch einigermaßen verdient hatte.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als wir bei unserem Häuschen hielten; durch das Küchenfenster schimmerte ein mattes Licht, jemand mußte schon auf sein. Ich sprang vom Wagen, half Annie ebenfalls herunter und bezahlte dann den Kutscher, der mit seinem Fuhrwerk in der Richtung des Dorfes weiter fuhr.

„Annie,“ sagte ich, als wir an der Gartenthür stillstanden, „was immer geschehen möge, Dein Vater darf von nichts wissen. Um seinetwillen müssen wir vorsichtig sein. Verstehst Du mich?“

„Ja, Hugh,“ antwortete sie, obgleich sie meine eigentlichen Beweggründe kaum verstehen konnte.

Die Thüre war unverschlossen, wie das im allgemeinen in St. Gurlott üblich war, wohnten doch nur rechtliche, ehrbare Leute rundum. Wir traten ein und sahen den Onkel in Hembärmeln am Tische sitzen, beim Licht einer Kerze in einem Buche lesend. Es war die alte, große Familienbibel, auf deren erstem Blatt die Geburtsdaten der Familienmitglieder standen.

Er hörte unser Eintreten nicht. Nur wenig geschult, wie er war, verfolgte er mit dem Zeigefinger das Gelesene, die Worte laut vor sich her sprechend. Wie ich näher trat, fuhr er mit einem lauten Schrei auf, weiß wie die Wand; auf seine tief gesuchte Stirne traten dicke Schweißtropfen.

„Wer ist da?“ schrie er, „Hüße!“

„Oho, kennst Du mich nicht mehr, Onkel?“ sagte ich, mich zu einem Lächeln zwingend. „Ich bin's ja, Hugh Treland und Annie, Deine Tochter!“

„Hugh, Annie?“ wiederholte er, seine Hand nervös über die Rippen führend. „Was kommt ihr so unerwartet daher? Ich hörte euch nicht. Annie, mein Mädel, ich dachte, Du wärest in Swendomey bei Deinem Vetter? Was bringt Dich so schnell zurück?“

Annie und ich tauschten einen Blick aus, nach einem warnenden Zucken mit den Augenbrauen antwortete ich:

„O, das erklärt sich so einfach wie nur möglich. Ich hatte ein bißchen Heimweh und war gerade im Begriff, auf ein paar Tage nach Hause zu reisen, als Annie kam. Hoffentlich freut's Dich, Onkel, daß ich da bin, ich wenigstens bin herzlich froh, Dich wiederzusehen.“ Ich streckte meine Hand aus, die er warm drückte.

„Gewiß freut es mich!“ sagte er. „Ist mir's doch, als ob Du schon ein Jahr lang fort seiest.“ Dann bemerkend, daß ich auf das vor ihm aufgeschlagene Buch blickte, fügte er hinzu: „Ich las ein bißchen, mein Junge, als ihr kamt, da ich keine Ruhe hatte und nicht schlafen konnte. Die Tante ist noch zu Bett und schläft wie ein Hamster, ich wette drauf.“

Dies sagend, schloß er die Bibel, als ob ich nicht sehen sollte, welchen Abschnitt derselben er gelesen. Annie ging auf ihn zu und umarmte ihn zärtlich, er lächelte matt und streichelte ihre Wangen.

„Hugh, mein Junge,“ begann er plötzlich, „ich wollte, Du wärest nie aus der Mine fort.“

„Warum, Onkel?“

„Der neue Aufseher ist ein Mann von Wales, der nur darauf sinnt, möglichst viel Geld für die Gesellschaft aus der Mine herauszuschlagen, hinunter geht er selber wenig. Der Zustand derselben ist heute schlechter wie je und in die äußere Galerie, Du kennst sie ja, wird über kurz oder lang das Wasser sicher einbrechen.“

„Das sagte ich ja immer,“ erwiderte ich. „Es ist eine ewige Schande, daß da nichts gethan wird.“

„So ist es, Junge. Ich sprach noch letzte Nacht mit Master George darüber und er versprach mir, noch einmal selbst darnach zu sehen, bevor er fortgeht. Ich habe ihm gesagt, sag' ich, es ist mir nicht um mich, aber für die Leute habe ich Angst, Master George, und ich hoffe, daß vorgebeugt wird. Er gab mir auch ganz freundlichen Bescheid, höflich, wie er immer ist, obwohl es Leute gibt, die ihn nicht leiden können.“

Das war auf mich gemünzt. Nach dem, was ich alles wußte und wie schurkisch meines Onkels schlichter Sinn hintergangen worden, konnte ich mich kaum zurückhalten, als Erwiderung darauf mit der ganzen Enthüllung herauszulaplen — doch ich dachte an die möglichen Folgen und schwieg.

Mittlerweile war auch die Tante heruntergekommen; wir setzten uns alle miteinander zum Frühstück und nachher ging der Onkel an sein Tagewerk. Erst wie er fort war, mochte meine Tante frei herausprechen und stellte denn auch sogleich eine Reihe von Fragen an mich, die Ursache meiner unerwarteten Rückkunft betreffend. Des alten Mannes Kopf war zu voll von seinen eigenen trüben Ideen, um viel Raum für das Aufstellen von allerlei Vermutungen übrig zu haben; in seiner Einfalt nahm er die Dinge eben, wie sie kamen, in einer hilflosen, passiven Art, die völlig mitläßig war. Ein anderes war es mit der Tante. Mit ihrem ungetrübten, gesunden Menschenverstand durchschaute sie gleich, daß es nicht ein bloßes Heimweh war, das mich zurückgeführt, sondern daß irgend etwas Wichtiges dahinter stecke. Bald kam sie denn auch zu dem natürlichen Schluß, daß mein Kommen mit der Nachricht von der bevorstehenden Hochzeitsfeier zusammenhing.

„Du wärest auch besser fortgeblieben,“ sagte sie. „s ist die alte Geschichte von der Müde und dem Licht, Junge. Als Annie mir sagte, daß sie zu Dir hinüber wolle, war es mir ganz recht, ich dachte, es werde euch beiden Vergnügen machen, einander wieder zu sehen, aber sie teilte Dir etwas mit, was sie besser verschwiegen haben würde, und daß es das ist, was Dich hieher geführt, Junge, das gefällt mir nicht. Jetzt gerade hättest Du nicht kommen sollen, jetzt, wo nach Dir am wenigsten gefragt wird.“

„Thut nichts, Tante,“ erwiderte ich so heiter wie möglich. „Das Herz bricht's mir auf alle Fälle nicht.“

„Mag sein,“ war ihre Entgegnung, „aber ich sage nochmals, Du wärest besser weggeblieben.“

Sobald ich konnte, verließ ich die Küche, draußen über mein nächstes Thun mir klar zu werden. Nun, da ich da war, fühlte ich erst die ganze Eigentümlichkeit und Schwierigkeit der Lage. Wie war es möglich, Annes Rechte mit Nachdruck zu vertreten und doch vor dem Onkel, dem das Bekanntwerden mit dem Geschehenen den Todesstoß gegeben haben würde, alles geheim zu halten. Ein offenes Aufdecken des begangenen Betruges mußte nach jeder Richtung hin Jammer und Skandal hervorrufen und doch mußte es geschehen, um Annes wie um Madelines willen. Das einzige, was ich thun konnte, war, so vorsichtig als möglich vorzugehen, zuerst den Hauptbeteiligten zu sondiren und anzuhören, was er zu seiner Verteidigung vorzubringen haben würde. So weit mit mir selbst im reinen, beschloß ich, sofort nach Redruth-Hause zu gehen.

Es war ein stürmischer, regnerischer Tag. Als ich mich der Zufahrtsallee nahte, kehrten meine Gedanken zu jenem Tag zurück, wo ich, ein Knabe noch, George Redruth hier zum erstenmale gesehen. Nichts war verändert, die hohen Bäume, das rostige Gitterthor, der breite Kiesweg, alles war noch wie ehemals, was aber war nicht in all den Jahren an Bitterem und Schwerem über mich ergangen!

Ich öffnete das Thor und schritt durch dasselbe, als eine Stimme meinen Namen rief.

Mich umwendend, erblickte ich meine Cousine. Sie war mir bis hieher gefolgt, ihren Shawl über den Kopf geworfen, sie vor dem Regen zu schützen, der in Strömen heruntergoß.

„Hugh,“ rief sie leuchtend, ihre Hand auf meinen Arm legend, „wohin willst Du?“

„Nach Redruth-Hause. Deswegen kam ich hieher.“

„Nicht heute! Nur heute geh nicht!“ rief sie, heftig zitternd.

„Ich habe keine Zeit, zuzuwarten,“ erwiderte ich, „es muß einmal ins reine gebracht werden. Geh heim und überlaß all das andere mir. Ich habe Dir versprochen, dafür zu sorgen, daß Dir Dein Recht geschehe und ich halte mein Wort!“

„Immer noch klammerte sie sich an mich und schaute mir, wie um Erbarmen flehend, in das finstere Gesicht.“

„Wenn Du denn gehen mußt,“ bat sie, „versprich mir —“

„Was?“

„Versprich mir, daß Du keinen Gewaltschritt thust. Hugh, lieber Hugh, er ist ein Gentleman, reizt ihn nicht zu sehr; vergiß nicht, o vergiß nicht — daß ich ihn liebe!“

„Vermagst Du das noch zu sagen, nachdem er so Dich hintergangen?“ erwiderte ich unwillig. „Nun, Du kennst Dein Herz und ich kenn' meins. Ich kam, um mit George Redruth Abrechnung zu halten, und ich gehe nicht eher, als bis ich das von Angesicht zu Angesicht gethan haben werde.“

„Hugh, um Gottes willen!“

„Na, na,“ beschwichtigte ich sie, „hab' nur keine Angst und befolge, was ich Dir sage. Geh heim und warte meine Rückkunft ab. Ich verspreche Dir, daß ich mich nicht hintergehen lassen werde; schon um des Onkels willen wünsche ich jeden öffentlichen Skandal zu vermeiden. Aber er muß zum Geständnis gebracht und Miss Graham gewarnt werden.“

Mit diesen Worten trennte ich mich von Annie, sie blieb stehen und schaute mir nach, wie ich die düstere Allee mehr hinaustrannte wie ging. Bei der Biegung derselben schaute ich mich um, sie stand noch an demselben Fleck; ich grüßte noch einmal mit der Hand und schritt dann auf das Haus zu. Als dasselbe vor mir lag, ging ich langsamer

und versuchte ruhiger zu werden, trotz aller meiner Bemühungen aber wuchs meine Aufregung immer mehr — kein Wunder, wenn man bedenkt, welchen Gang ich ging. Und zu dieser Ursache gesellte sich noch eine andere — sollte ich doch aller Wahrscheinlichkeit nach binnen wenigen Minuten Madeline Graham wieder sehen!

Entschlossen schritt ich auf das Hauptportal zu und zog die Glocke. Gleich darauf öffnete sich die Thüre, in die einer der Hausbedienten trat.

„Ist Euer Herr zu sprechen?“ fragte ich.

„Mr. Redruth ist im Empfangszimmer. Wen soll ich melden?“

„Ich werde mich selbst anmelden,“ erwiderte ich, in die Vorhalle tretend.

Da ich schon öfters im Hause gewesen, kannte ich dessen Einteilung. Wie ich nun durch das Vestibül schritt, folgte mir der Bediente und versuchte mir entgegenzutreten, ich stieß ihn jedoch beiseite.

„Geh mir aus dem Weg!“ sagte ich, die Hand auf die Thürklinke des Empfangszimmers legend, drückte auf dieselbe und trat hinein.

Ich fand mich in einem großen, elegant möblirten Zimmer, dessen Südseite auf den Garten hinausging. Meinem einfachen Geschmack erschien es wie der Saal eines Fürstenschlosses, aber in meiner damaligen Stimmung hätte mich selbst die Gegenwart eines Königs nicht einzuschüchtern vermocht — ich kam, um Rechenschaft für angethane Schmach zu fordern, und dies Gefühl stellte mich über all die gleichende, imponirende Pracht. (Fortsetzung folgt.)

Großer Hunger.

(Bild S. 529.)

Armes, beklagenswertes Ding! Bist in schlimme Hände geraten, magst weinen und schreien mit der vollen Kraft deiner Lungen, den gefühllosen Schusterjungen rührt das wenig, er hat anderes zu thun, als die Rindsmaad zu machen, er hat Hunger — und wann könnte er ihn besser stillen als jetzt, wo die Frau Meisterin auf den Markt gegangen ist, fürs Mittagessen einzukaufen. Da fällt für ihn freilich wenig genug ab, die Meisterin sorgt schon dafür, daß er nicht zu dick wird. Aber er ist nicht auf den Kopf gefallen, er weiß sich zu helfen. Man sieht's dem Burischen ordentlich an, wie's ihm schmeckt, er reißt den Mund auf so weit als möglich, bald werden auch die anderen Nessel im Korb in seinem unergründlichen Magen verschwunden sein, wer weiß, vielleicht auch noch die Rüben am Boden; ein Schusterjunge ist nicht so heikel, er kann auch ein bißchen Schmutz vertragen.

Es ist ein reizendes Bild unseres berühmten Genremalers, voll liebenswürdigen Humors und zugleich von padender Naturwahrheit, das wir hier unseren Lesern vorführen. Wer hat nicht schon Ähnliches gesehen, wie das der Meister hier im ergöglichen Bilde festhält!

Milwaukee.

(Bild S. 532.)

Die größte Stadt des Staates Wisconsin und dessen wichtiger Handelsplatz, liegt ungemein malerisch an der Einmündung des Milwaukeeflusses in den Michigansee; sie zählte 1885 115,587 Einwohner, 1840 1700. In den vortrefflich angelegten Häfen, dessen Einfahrt unsere Abbildung wiedergibt, können die größten Schiffe direkt aus dem See einlaufen und ihre Ladung löschen. Weitläufige Promenaden und ausgezeichnet gehaltene Fahrwege ziehen sich am Ufer des Sees entlang, wo ein Landhaus mit Anlagen sich ans andere reiht.

Eigentlich erst seit 1840 entstanden, ist Milwaukee durchaus modern, größtenteils elegant gebaut und hat prachtvolle öffentliche und Privatgebäude. Die Stadt besitzt verschiedene herrliche Parkanlagen, eine großartige Wasserleitung, sowie zahlreiche Fiederbahnlinien, von denen eine zu dem in der Nähe der Stadt gelegenen „Soldiers home“, einem der größten Invalidenheime der Vereinigten Staaten, führt. Der Handel Milwaukee's, besonders in Getreide, ist sehr bedeutend. 1880 betrug die Ausfuhr 6 Millionen Hektoliter Weizen und das Bierbrauen florirt hier außerordentlich.

In keiner großen Stadt Nordamerikas ist das deutsche Element so stark vertreten wie in Milwaukee, die deutsche Sprache ist daher auch Geschäftssprache und wird in allen Schulen obligatorisch gelehrt. Es erscheinen hier vier tägliche und eine Anzahl wöchentlich und monatlicher deutscher Zeitchriften und besteht zurzeit ein trefflich geleitetes deutsches Theater.

Durch das diesen Sommer stattfindende große Gesangsfest wird die schöne, ausblühende Stadt das Wallfahrtsziel manch fröhlichen deutschen Sängerbundes werden und neue Kunde geben von deutsch geliebener Art im fernen Westen.

Sinnsprüche.

Wer zur rechten Zeit redet, braucht nur einmal zu reden; wer aber zur un rechten Zeit redet, muß so lange reden, bis die rechte Zeit kommt — und damit hat seine Rede ihre Wirkung verloren.

Eine der schönsten Falten des weiblichen Herzens ist die Eitelkeit der Weiber: von großen Männern geliebt und geachtet zu werden.

Hoffnungen machen den Mund groß, Erfahrungen klein.

Albumblatt.

Der Strauß.

Er hat ein Sträußchen mir gesandt
Von wunderbarem Duft,
Das spricht vom fernem Heimatland,
Von frischer Waldesluft.

Wie seh' ich dort die Veilchen blüh'n
Am frisch bemoosten Rain,
Die luft'gen weißen Wolken zieh'n
Im Frühlingssommerschein.

Wie hör' ich dort der Glocke Ton
Mit frohem Feierklang —
Sie ist verhallt, die Zeit entflohn,
Verstummt ist Lust und Sang.

Doch holde, duft'ge Blumen bringt
Mir nun der Lenz erneut,
Und in der eignen Brust erklingt
Ein Ton aus alter Zeit.

Ich bin auf einmal wieder jung —
Das hat der Strauß gemacht,
Weil er mir frisch Erinnerung
Vergang'ner Zeit gebracht!

Helene von Hallsen.

Die weiße Kaze.

Humoreske

von

Felix Lilla.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Seitdem man anfing, mit Oelfarbe auf Leinwand zu pinseln, hat es viele talentvolle Künstler gegeben, die zum Anfang ihrer ruhmreichen Laufbahn in Dachkammern hausten und dabei von den Beletagen der Zukunft träumten. So erging es auch dem jungen Maler Hugo Frieze, der auf die Leinwand hübsche Landschaften zu zaubern verstand, die ihm aber, wenn er sie überhaupt verkaufte, vorläufig nur mäßig bezahlt wurden, da sein Name in der Kunstwelt noch nicht so bekannt war, wie er es wohl zu sein verdient hätte.

In einer abgelegenen, stillen Straße der Residenz hatte er in einem alten, räucherigen Hause vier Treppen hoch zwei große Mansardenzimmer gemietet und davon eines, das nach Norden lag, zum Atelier eingerichtet. An den Wänden desselben hingen viele Skizzen und auf der Staffelei stand ein fast fertiges Gemälde von ziemlich großen Dimensionen, eine Uferlandschaft mit Wald und blauem Wasser, worauf ein Kahn hinglitt, in welchem außer dem Ruderer eine junge Dame saß, die einen Sonnenschirm über sich hielt, was recht niedlich ausah. Das Bild war sein Meisterstück, wie er selbst glaubte, und er wollte es in die nächste Kunstausstellung schicken, wozu ihm auch sein lustiger Freund Fritz Wendel geraten, der ihn häufig besuchte. Fritz war ein befähigter Bildhauer, der in seiner Spezialität, der Anfertigung von Tierfiguren, Vorzügliches leistete.

Eines schönen Tages stolperte Fritz ins Atelier des Landschaftsmalers und schrie vergnügt:

„Hurra! Ich habe meinen treuen Hektor in Gips fertig!“

„Deinen treuen Hektor?“ fragte Hugo. „Ah, Du meinst wohl Deine neueste Hundefigur!“

„Ja wohl, meinen edelmütigen Neufundländer, der eben aus dem Wasser gekrabbelt ist und im Maule das gerettete Kind hält, welches vor Vergnügen mit den Beinchen strampelt, weil es von einem so schönen Hund gerettet wird.“

„Das muß reizend sein.“

„Wenn Du meine Arbeit recht aufmerksam, Dich liebevoll daren vertiefend, ansiehst, so hörst Du förmlich das Gipskind schreien.“

„Es ist doch hoffentlich kein Mechanismus darin, der das Schreien besorgt?“

„Gott bewahre! Die Illusion thut alles.“

„Willst Du die Figur in Marmor ausführen?“

„Nein, in Bronze guss soll sie ausgeführt werden. Ich habe deshalb schon mit der Gießerei verhandelt.“

„Schicke Deine Arbeit in die Kunstausstellung.“

„Das versteht sich. Ich glaube sicher, mein treuer Hektor wird einige Aufmerksamkeit erregen, ebenso gut wie Deine große Landschaft da.“

„Noch heute werde ich zu Dir kommen, Deine Arbeit zu beschauen.“

„Du wirst entzückt davon sein, hoffe ich. Wie weit bist Du mit Deinem Gemälde, woran Du schon so lange arbeitest?“

„Es fehlen immer noch einige Pinselstriche.“

„Mir scheint, Du bist seit einiger Zeit nicht mehr so fleißig.“

Frieze schüttelte mit schwärmerischem Lächeln sein Künstlerhaupt.

„Faul bin ich gerade nicht geworden; aber ich werde bei der Arbeit gestört.“

„Gestört? Durch wen? Hoffentlich nicht durch mich?“

„Durch einen reizenden braunen Lockenkopf.“

„Haha, das ist interessant! Also Du bist verliebt, mein Vester?“

„Bis über die Ohren; ich muß es gestehen.“

„Seit wann datiert diese große Neuigkeit?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Kein Wunder, Du bist mir seit etlichen Wochen so sondersbar verändert vorgekommen. Ich zerbrach mir den Kopf darüber und vermutete, Du wärdest von Schulden gepeinigt.“

„Du mußt doch immer solche böse Gedanken haben.“

„Es ist also glücklicherweise nur Verliebtheit.“

„Wie Du das gelassen ausdrückst! Schau her und bewundere! Hier ist ihr Bildnis; so wie es mir im Operngucker erschien, habe ich es nach der Natur gezeichnet.“

Der Maler zeigte eine Bleistiftzeichnung, welche eine junge Dame von bezaubernder Schönheit darstellte.

„Dies Bildnis ist bezaubernd schön!“ sang auch sogleich der Bildhauer mit rauhem Basse und sagte dann: „Man erkennt wohl, daß es so recht con amore gezeichnet ist. Wie heißt Deine Holde, was ist und was treibt sie?“

„Wie sie heißt, ist ein Geheimnis.“

„Bah, mir, Deinem treuesten Freunde, kannst Du wohl Vertrauen schenken.“

„Mit wahren Vergnügen würde ich Deinen Wissensdrang befriedigen, wenn ich nur dazu im stande wäre; doch ich habe selbst das Geheimnis noch nicht ergründet.“

„Du weißt nicht, wie Deine Angebetete heißt?“

„Nein.“

„Und auch nicht, was sie ist?“

„Schön und anmutig ist sie, das weiß ich.“

„Etwas mehr zu wissen, wäre wohl wünschenswert. Du hast sie doch gesehen!“

„Ich sehe sie sogar täglich.“

„Wo?“

„Aus meinem Fenster, so über die Dächer weg, sehe ich das Fenster ihrer bescheidenen Wohnung.“

„Und was treibt sie, wenn Du sie siehst? Näht sie, sticht sie, hält sie eine Papierrolle in der Hand, übt sie sich am Trapez? Ist sie eine Putzmaacherin, eine Schauspielerin oder eine Trapezkünstlerin?“

„Nichts von alledem.“

„Aber irgendwie muß sie sich doch nützlich beschäftigen.“

„O ja! Gewöhnlich, wenn ich sie sehe, füttert und liebt sie eine weiße Kaze mit rotem Halsband.“

„Wie nett das ist! Wenn Du schon so viel weißt, kann es doch nicht schwer halten, auch alles übrige in Erfahrung zu bringen.“

„Ah, leider habe ich das unmöglich gefunden.“

„Du hast es jedenfalls nicht richtig angestellt. Aber nun werde ich mich Deiner Not erbarmen und Dir gute Ratsschläge geben. Zeige mir das Fenster, die Kaze und die Dame!“

„Schau!“

Die beiden traten an das große Atelierfenster der hochgelegenen Mansardenwohnung und blickten auf ein Chaos von Dächern, Giebeln, Erkern, Schornsteinen, Wetterfahnen und Flaggenstangen. Blau und heiter wölbte sich der Himmel darüber und die Junifonne vergoldete mit ihrem Glanze all das alte und neue Dachgerümpel. Auf einem Hause war ein Dachbeder mit Reparaturarbeiten beschäftigt; auf einem andern Dache liefen zwei Ratten umher und freuten sich des Lebens.

Das sah nun freilich alles ziemlich triste und langweilig aus. Doch bot sich, wenn man genau zusah, auch ein freundlicherer Anblick in diesem Wirrwarr. Da war in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten ein helles Erkerfenster mit weißen Gardinen und einem Brett davor, auf welchem Blumentöpfe standen mit blühenden Geranien und Rosen.

„Da ist das Fenster,“ sagte der Maler. „Ist es nicht ein lieblicher Anblick?“

„Auserst lieblich, wie eine Dase in der Wüste,“ versetzte der Bildhauer. „Aber ich sehe die Dame nicht.“

„Ah, die ist leider nicht immer zu sehen.“

„Was ja allerdings ein Glück für Dein Gemälde ist. Und die Kaze?“

„Die hat auch wohl jetzt anderweitig zu thun.“

„In welcher Straße mag das Haus mit dem Erkerfenster liegen?“

„Das habe ich leider bisher nicht zu ermitteln vermocht, trotz zahlreicher Forschungsreisen. Ich bin in allen benachbarten Straßen gewesen, habe sorgsam Umschau gehalten, bin in fremde Höfe eingedrungen und habe allda ringsum die Dächer studiert; doch ich konnte seltamerweise von keinem point de vue aus das geheimnisvolle Erkerfenster mit den weißen Gardinen und dem Blumenbrett entdecken.“

„Hast Du Deinen Hauswirt gefragt? Er muß doch wahrhaftig in der Nachbarschaft Bescheid wissen.“

„Der weiß es auch nicht. Ganz konfus hat der alte Gewürzkrämer darüber geredet. Er meinte, das junge Mädchen sei vielleicht die Tochter der Gemüsehändlerin in der Richardstraße. Aber die ist es nicht.“

„Du hast also die Tochter der Gemüsehändlerin gesehen?“

„Ja und sogar gesprochen. Ich war da und kaufte zwei Bündel Rabieschen. Ah, da ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht.“

„Seltam! Es ist doch gar nicht so weit von hier.“

„Höchstens zweihundert Schritte nach meiner Berechnung.“

„Nun, so mußt Du außerordentliche Mittel anwenden, um die Aufmerksamkeit der Dame auf Deine Person zu lenken.“

„Bisher hat sie mich kaum eines flüchtigen Blickes gewürdigt, wie ich glaube. Ihre weiße Kaze nimmt ihr ganzes Interesse in Anspruch, so scheint es.“

„Schaffe ein Sprachrohr an, um hindurchzurufen: ‚Holde Unbekannte, ich biete Ihnen mein Herz an!‘ Du kannst auch einen großen Kartonbogen nehmen und mit Riesenschrift diese Phrase darauf malen.“

„Das würde zu auffallend und geradezu gefährlich sein.“

„Wieso?“

„Man würde mich für einen überspannten und unsinnigen Menschen halten.“

„Oh, wenn es sonst kein Mittel der Annäherung gibt, so muß man sich eben helfen, wie man kann.“

„Ich habe an ein zweckmäßig stilisiertes Zeitungsinserat gedacht, aber ich weiß ja leider nicht, welche von den vielen Zeitungen der Stadt in die Hände des Fräuleins gelangt... Ah, da ist die weiße Kaze!“

„Das Weißschimmernde drüben am Blumenbrett?“

„Ja. Nimm meinen Operngucker, dann kannst Du deutlich sehen, daß die Kaze ein rotes Sammethalsband trägt.“

„Ein reizendes Tierchen, meiner Treu,“ sprach Wendel. „Eine richtige Kippstischkaze. Ich möchte sie wohl modellieren.“

„Das Fenster bleibt verschlossen,“ seufzte Frieze.

„In Ermanglung der Dame wollen wir uns mit dem Käzchen beschäftigen, lieber Freund. Ich habe nämlich eine prächtige Idee.“

„Sprich!“

„Wir müssen zunächst versuchen, der Kaze habhaft zu werden.“

„O weh! Wenn wir dabei ertappt würden, so könnte es uns schlimm ergehen.“

„Verstehe mich recht! Wenn ich in meiner Eigenschaft als Tierbildhauer in der Nachbarschaft von Haus zu Haus gehe und nach der hübschen weißen Kaze frage, weil ich dieselbe zu modellieren wünsche, wie kann das weiter ausfallen? Die liebenswürdige, schöne Eigentümerin wird stolz auf solche Auszeichnung sein. Du brauchst deshalb nicht eifersüchtig zu werden; ich thue dies alles höchst uneigennützig in Deinem Interesse, um Dich mit ihr bekannt zu machen, wozu sich auf solche Weise ja die Gelegenheit bietet.“

„Der Einfall ist köstlich! Ich danke Dir, lieber Wendel. Du bist wirklich ein Edison an Erfindungsgabe.“

Die weiße Kaze war unterdessen auf ein anderes Dach hinübergesprungen; sie kam allmählich immer näher, die beiden vergnügten Ratten beschleichend, deren wir schon Erwähnung gethan. Plötzlich stupten die Ratten; sie witterten die Erbfeindin und verschwanden blitzschnell in einem Loch bei der Dachrinne. Die weiße Kaze stieß ein klägliches Miau der Enttäuschung aus und schien über die Erfolglosigkeit ihres Streifzugs recht verdrießlich zu sein; sie besand sich jetzt ungefähr dreißig Schritte vom Atelierfenster.

„Das ist höchst interessant,“ meinte Fritz.

„Wie glücklich ist diese Kaze,“ sprach seufzend Frieze; „sie kann von meinem Fenster zu ihrem Fenster laufen, klettern und springen!“

„Ja, mein Lieber; aber der halbbrecherische Weg ist nur geeignet für Katzen, Rater, Affen und dergleichen von der Natur bevorzugte Wesen. Versuchen wir es, das Tier als Modell zu erlangen; das ist für Dich der sicherste Weg zu der lieblichen Eigentümerin.“

Die weiße Kaze trollte sich nun fort und verschwand hinter einem dicken Schornstein, ohne wieder zum Vorschein zu kommen.

„Wahrscheinlich steigt sie zur ebenen Erde nieder,“ sagte Wendel. „Thun wir daselbe!“

„Unternehmen wir sogleich eine kleine Entdeckungsreise!“ rief der Landschaftsmaler, seinen Strohhut aufsehend. „Es müßte doch sonderbar sein, wenn wir nicht auf die von Dir vorgeschlagene geistreiche Art die Kaze sollten ermitteln können.“

Beide verließen das Atelier, stiegen die vier Treppen hinab und traten auf die Ritterstraße hinaus.

„Sollen wir hier gleich anfangen und schon im nächsten Hause Erkundigungen einziehen?“

„Das kann wohl nicht von Nutzen sein; mein Atelier liegt ja nach hinten mit der Aussicht auf Hinterhäuser und Höfe. Wir müssen die kleinen Querstraßen drüben absuchen.“

„Gut, so gehen wir zunächst in die Strohgasse.“

Nach wenigen Minuten langten sie in der besagten Gasse an, die aus lauter alten, bausälligen Häusern besteht.

„Wenn Deine unvergleichliche Schöne in dieser ruppigen Stadtgegend wohnt, so kann sie unmöglich eine Geheimrats-tochter sein,“ meinte Fritz Wendel, sich umschauend. „Voh tausend, wie riecht es nach Essig! Irgendwo muß sich hier eine Essigfabrik befinden.“

Vor einer Hausthüre saß auf der Steintreppe eine ältliche Frau, welche neue lange Kartoffeln sortierte.

„Meine gute Frau, kennen Sie eine weiße Kaze?“ fragte der Bildhauer.

„Ich kenne viele Katzen,“ brummte die Angeredete verdrießlich.

„Um ein weißes, sehr hübsches Tier handelt es sich.“

„Ich habe selbst zwei Katzen, eine bunte und eine graue, aber ich handle nicht damit, denn mein Geschäft ist das Kartoffelgeschäft.“

„Weiß muß sie durchaus sein,“ sagte Hugo; „graue und bunte können wir leider nicht brauchen.“

Sie gingen weiter. Die Kartoffelhändlerin sah ihnen misstrauisch nach.

Im nächsten Hause, in welches sie eintraten, wohnte eine Wäscherin, die gerade am Zuber stand und die Arme fleißig im Seifenschäum rührte.

Diese muntere, rasche Frau besaß selbst keine Katze; aber sie sagte, daß drei Häuser weiter eine alte Dame wohne, welche Eigentümerin eines solchen Tieres sei.

„Die Katze ist doch weiß?“

„Ja, ganz weiß.“

„Wie heißt die alte Dame?“ fragte Hugo und er dachte sich im stillen, daß dieselbe wohl eine Tochter oder Enkelin haben könne, ebenso gut wie eine Katze.

„Fragen Sie nach Frau Kanzleirätin Meyer!“ rief die Wäscherin freundlich und vertiefte sich wieder im Seifenschäum.

Unsere Forschungsreisenden fragten in dem bezeichneten, noch ziemlich solid aussehenden Hause nach der Genannten und wurden in ein düsteres Zimmer zu einer alten, gichtbrüchigen, hustenden Dame geführt, die nahezu taub war,

so daß man sich mit ihr, trotz ihres blechernen Hörrohres, kaum verständigen konnte.

Es war unter solchen Umständen mit unsäglicher Mühe verknüpft, ihr begreiflich zu machen, daß ein Künstler ihre weiße Katze zu sehen wünsche, um dieselbe, falls sie die rechte sei, zu modelliren. Endlich hatte sie's doch begriffen und sie schien allerdings stolz auf die Ehre zu sein, indem sie ihren Dank hervorhustete. Die weiße Katze wurde aufgesucht und von der Magd hereingeschleppt. Es war ein

so wurde immer grimmiger und anzüglicher in ihren Reden. Da entflohen die beiden Katzenforschungsreisenden eilends aus dem Hause der Kanzleirätin, die ihnen noch wütend nachschrie, das ganze Manöver komme ihr äußerst verdächtig vor und sie wolle davon der Polizei Anzeige machen.

Im nächsten Hause wohnte ein dem Trunke ergebener Leimsieder, der aufs fürchterlichste alle Katzen verfluchte, als nach solchen Tieren gefragt wurde. Er sagte, es gäbe wenigstens zweihundert Katzen in der Nachbarschaft; sie voll-

fettes altes Tier, ebenso hilflos und gebrechlich wie seine Besitzerin.

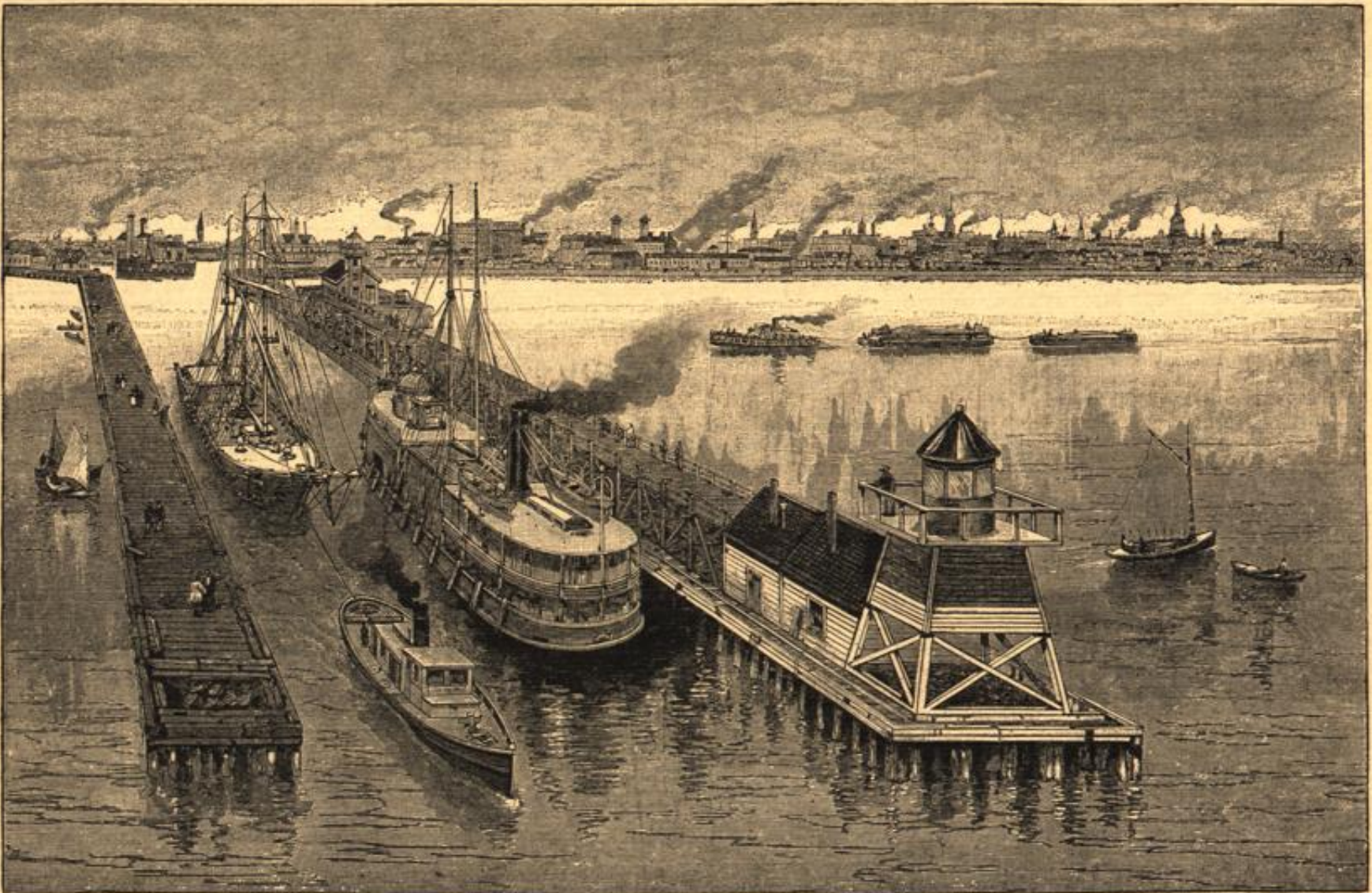
Die Freunde waren enttäuscht, niedergeschmettert, denn sie hatten sicher gehofft, hier auf der richtigen Spur zu sein.

Als Fritz Wendel mit aller Höflichkeit erklärte, daß diese fette Katze nicht die gesuchte sei und demnach nicht gebraucht werden könne, wurde die alte, kranke Dame ganz zornig; konvulsivisch weinend und hustend, wehklagte sie bitterlich über das verderbte Zeitalter, denn es sei doch nicht schön, daß junge, leichtsinnige Leute herkämen, um sich über sie und ihre Katze lustig zu machen.

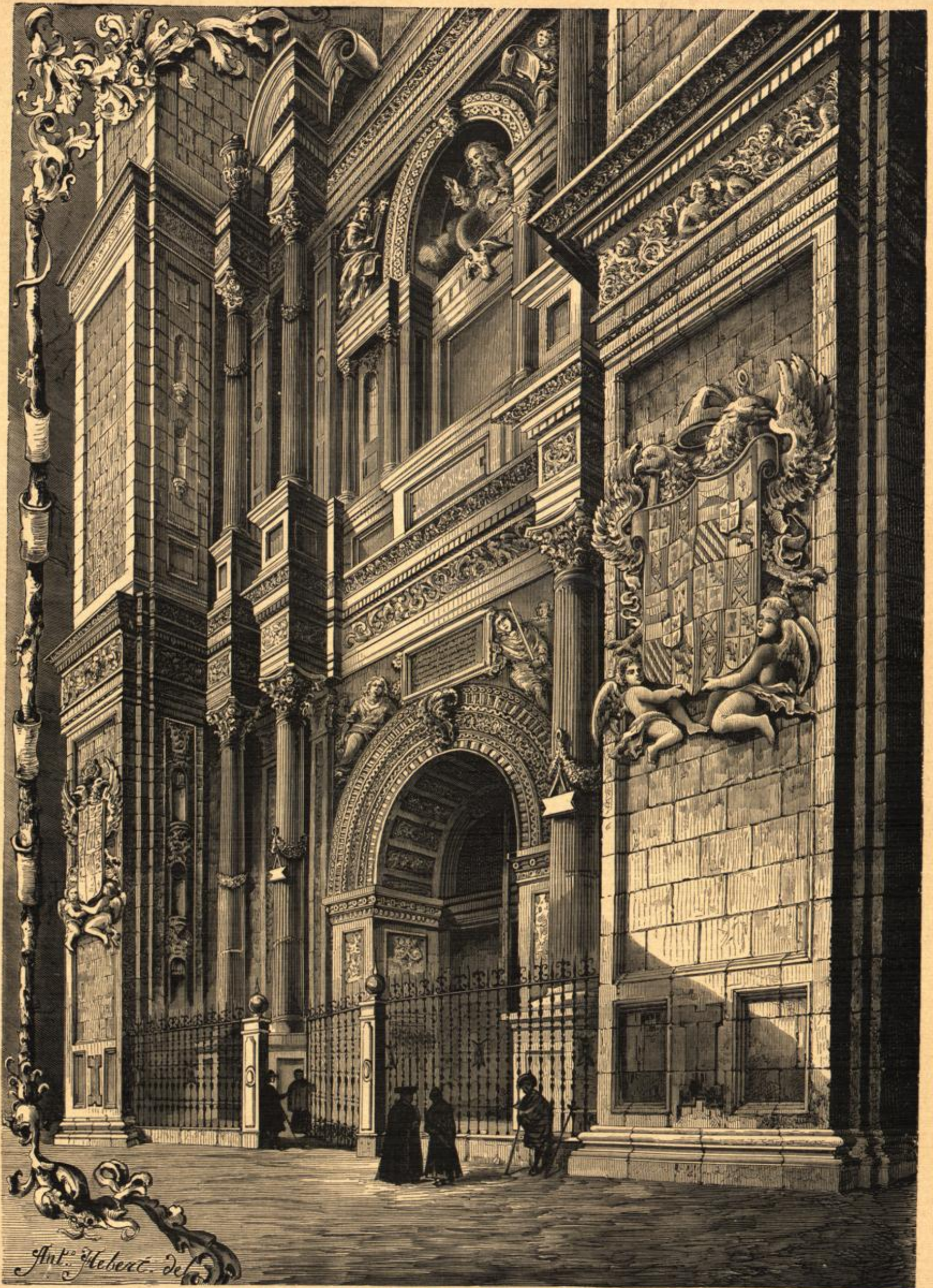
Vergeblich wurde versucht, sie durch vernünftiges Zureden zu beruhigen. Unsere Freunde brachten ihre besten Entschuldigungen vor. Die alte Dame wollte oder konnte nichts davon hören;



Die Beladenen des Orients. Originalzeichnung von W. Geny. (S. 534.)



Ansicht der Stadt Milwaukee (Wisconsin), nebst Einfahrt in den Hafen vom Michigansee aus. Nach einer Skizze von G. Upton. (S. 530.)



Ant. Hebert. del.

Das Thor der Vergebung an der Domkirche zu Granada. Zeichnung von Anton Hebert. (S. 535.)

fürten jede Nacht mörderischen Skandal auf den Dächern der Strohhäuser. Er wollte aber nächstens Gift legen und das ganze niederträchtige Viehzeug vertilgen. Sonst konnte er weiter keine Auskunft geben.

„Zweihundert Katzen!“ rief Fritz Wendel bestürzt, nachdem er mit seinem Freunde das Haus des Leimsieders verlassen. „Wenn der Mann nicht gelogen oder in seinem Rausche doppelt gesehen hat, was ich allerdings für möglich halte, so ist unsere Aufgabe schwieriger, als wir gedacht. Aber wir wollen eine Pause machen; es ist so heiß und ich fühle mich erschöpft von den Strapazen unserer Forschungsreise; besonders liegt mir die Unterhaltung mit der tauben Kanzleirätin im Magen; ich habe mich bei ihr fast heiser geschrieben. Wir wollen nach dem nahen Heumarkt pilgern zum biedern Schulze.“

Frieze war damit gerne einverstanden, denn auch er fühlte sich einer Erquickung bedürftig. So gingen sie denn nach Schulzes kühlem Restaurationskeller am Heumarkt, wo man treffliches Münchener Bier bekommt.

Die Künstler ließen sich ein paar Schoppen Franziskanerbräu geben und überlegten beim kühlen Trunk im kühlen Keller, was nun weiter zu thun sei.

„Ich glaube, es ist am besten, wir übertragen die Angelegenheit einem dritten,“ meinte Wendel.

„Aber wem sollte ich solches Vertrauen schenken dürfen?“ fragte Hugo.

„Du vergißt, daß es sich vorläufig nur um die Kasse handelt, die ich zu modellieren wünsche. Ich will Bastian beauftragen, das Tier zu ermitteln.“

„Bastian, Deinen kleinen Laufburschen? Aber der ist ein Taugenichts.“

„Eben weil er ein Taugenichts ist, so ein richtiger Gamin, wird er sich trefflich eignen zur Aufführung der weißen Kasse. Er hat eine natürliche Anlage zu derartigen Geschäften. Ich werde ihm eine Reichsmark als Belohnung in Aussicht stellen, dafür läßt er sich aus zwanzig Häusern hinauswerfen und findet im einundzwanzigsten die fragliche Kasse.“

Frieze wurde überzeugt durch diese Lobpreisungen der Fähigkeiten des hoffnungsvollen Laufburschen.

Nachdem sie ihr Bier ausgetrunken und bezahlt, verließen sie Schulzes Keller und gingen nach der Brünzstraße. Dort wohnte Fritz Wendel in einem Bäckerhause.

Bastian, der schon da hätte sein sollen, um die Befehle seines Gebieters einzuholen, war nach seiner saumseligen Gewohnheit natürlich noch nicht gekommen.

(Schluß folgt.)

Die Beladenen des Orients.

(Bild S. 532.)

Im Orient vertritt den deutschen Handwagen der Esel und das Maultier, der Lastwagen wird ersetzt durch das Kamel. Dadurch erhält das orientalische Land- und Stadtstraßenleben seine besondere Physiognomie. Ein weich fühlendes Herz darf man im Land des Sonnenaufgangs überhaupt nicht haben, keinesfalls jedoch darf man sehr empfindlich sein beim Anblick von Tierquälerei, denn was der Südländer und der Orientale besonders dem Lasttier als Arbeit zumutet, ist stark. Unsere Illustration zeigt den Umzug einer kaisereichen Familie und aus dem ganz treu nach der Natur gezeichneten Bilde können wir uns eine Vorstellung von diesen Beladenen im Orient machen, aber nicht die Tiere allein dürfen zu dieser geplagten Gattung gezählt werden — die Frauen der niederen Stände sind auch nur eine Art Lasttiere und die Lastträger von Beruf führen ein Leben, das so „bürdevoll“ wie jenes der Kamele ist. Der Wagen ist ein Kennzeichen vorgeführter Kultur. Wie der Orient in den meisten Dingen mehr als zwei Jahrhunderte hinter dem Occident zurück ist, so ist auch die Beförderung der Lasten noch ganz unmittelbar der Muskelkraft der Menschen und Tiere überwiesen. Es hat dies etwas Patriarchalisches und Malerisches und Menschen — und Tiere dort am Saume der Wüste wissen es nicht anders; sie würden unsere mitleidige Bewunderung gar nicht begreifen.

Das Petroleum des Altertums.

Auch im Altertum ist des Petroleums bereits Erwähnung geschehen, wie es scheint. Daraus deutet ungewisselhaft eine Stelle hin, die wir in Plutarchs Lebensbeschreibung Alexanders des Großen finden. Dieselbe lautet: „Im Gebiet von Ecbatana wurde er besonders überrascht durch eine Feuerquelle, welche einer unerschöpflichen Quelle entsprang. Er bewunderte auch eine Flut von Naphta, die nicht weit davon so reichlich floß, daß sie einen See bildete. Naphta ist in vielen Beziehungen dem Erdpech ähnlich, aber viel leichter entzündlich. Bevor noch eine Flamme dieselbe berührt, schon aus der Ferne fängt sie Feuer und oft entzündet sie dann die ganze umgebende Luft. Die Barbaren, welche dem Könige die leichte Entzündbarkeit des Stoffes zeigen wollten, begossen nachts mit einer nicht sehr großen Menge die Straße, welche nach seinem Hause führte, und indem sie sich am andern Strahenende aufstellten, herführten sie mit ihren Fackeln den getränkten Boden. Die Flamme erfaßte denselben und augenblicklich stand die ganze Straße in Flammen.“ So weit der Bericht Plutarchs, die am Ende beschriebene naive Illumination könnte man heutzutage genau ebenso mit Petroleum erzielen. Wahrscheinlich aber hat Alexanders Heldenseele doch einen kleinen Schreck bekommen, als er das Feuer auf sich und sein Haus losstürmen sah. Offenbar sind die Quellen am Südrande des kaspiischen Meeres gemeint.

Plaudereien aus Smyrna.

Von

A. Sartmann.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Siehe das Bild „Feigenindustrie in Smyrna“ S. 537.)

Wenn man als Deutscher hier im Orient zur Zeit des Advent im Freien sitzt, wenn man sieht, wie die Bäume da und dort ausschlagen, die Schmetterlinge von Zweig zu Zweig sich wiegen, dann ist es doch für ein deutsches Herz ein Behagen, ja eine Freude, wenn auch nur im Bilde eine heimatische Winterlandschaft zu sehen. Nicht nur teure Erinnerungen, die sich an diese Bilder knüpfen, rufen dies Gefühl hervor, auch der Gegenstand ist die Quelle des Behagens. So hoffe ich, der freundliche Leser daheim wird eine Weile nicht ungern einige Bilder betrachten, die ihn, dem Schnee und Eise entrückt, hinerlegen in das Zauberland, von dem die Alten singen und sagen.

Eines Sonntags am Abend verließen wir Zante. Eine Perle des jonischen Meeres wird diese Insel genannt, und in der That, wie eine köstlich gefasste Perle liegt die Stadt mit ihren prächtigen Gebäuden inmitten dieses Paradieses. Die Klänge der Kirchenglocken sandten uns bei der Fahrt über das Meer ihre Grüße zu, wie Abschiedsgrüße der Heimat, ehe des Orients stolze Minarets das Auge ergötzen. Bald ist das stimmungsvolle Bild entrückt, der Mond beginnt seine Bahn über das weite Meer und der Kiel schneidet durch die gewaltige Fläche seine silberglänzende Furche. Es wird still an Bord. Die und da noch eine bona notte, signore, und bald dringt, ferner und ferner, das Krachen und Stampfen der Maschine hinein in die mancherlei Träume, die der Gott aus den verschiedenen Thoren entsendet. Die Fahrt geht über Cerigo, Syra und Piraeus der Küste Kleinasiens zu. Das Interesse, das der Fremde bei dieser Küstenfahrt an den Tag legt, bei der er den Peloponnes umsegelt, die Kampfplätze von Salamis berührt, wobei alle Erinnerungen erwachen, die der deutsche Knabe schon in früherer Jugend aus Vater Homer geschöpft, dieses Interesse ist dem biederen Bootsmann, der oft acht bis zehn Jahre dieselbe Strecke befährt, völlig unverständlich. Bei der Bitte um Auskunft über Küste oder Insel bekemt er offen keine geographische Unkenntnis, er denkt auch: „No sutor ultra crepidam,“ und wir dürfen ihm am wenigsten einen Vorwurf machen, war doch die Geographie von jeher auch unsere „schwache Seite“.

Es war wohl ganz natürlich, daß mich eine fieberhafte Unruhe befiel, je näher die Küste des Orients rückte. Allerdings ist der Uebergang von europäischen zu asiatischen Verhältnissen kein so plötzlicher, daß die ersten Eindrücke völlig überraschten; schon von Zante aus nehmen die Bilder immer mehr einen orientalischen Typus an, gleichwohl erwartet man mit Ungeduld die Küste des „andern Erdteils“.

In großem Bogen dampft das Schiff durch den Golf von Smyrna vorwärts dem Hafen zu. Da liegt sie vor den Wänden der Reisenden, die stolze Hauptstadt Kleinasiens; lang hingezogen am geräumigen Hafen steigt sie hinauf auf die schützenden Berge und läßt in heißer Sonnenglut ihre Kuppeln weit über den Golf leuchten. In träge Mittagstrube scheint sie versunken, doch der Schein trägt. Beim Nahen des Dampfers stoßen zahlreiche kleine Rachen, „Kais“ genannt, hinaus in den Golf, sie umtandeln den Koloss und geben frohlich ihm das Geleit bis in den Hafen, eine Freundlichkeit, die ihren jeher realen Grund hat. Bisweilen gelingt es einem der Raufführer, an den Schiffspunkten hinaufzuklettern, dann steht er wie ein deus ex machina neben dem erhaunten Fremden und bringt seine vielen Wünsche und Anerbietungen vor. Der betäubendste Lärm entsteht aber jezt im Hafen. Das Gedränge ist im Umfassen voller Fremdenführer, Hotelbedienten und dergleichen mehr. Die jezt herrschende Sprachverwirrung ist sehr ergötzlich: Griechisch, Türkisch, Italienisch, Deutsch, Französisch, alles schwirrt durcheinander. Dazwischen schallen laut die Kommandoworte in italienischer Sprache, das Schiff ist ja noch nicht zur Ruhe gekommen. „Mein Herr, suchen Sie ein deutsches Hotel? Vielleicht Hotel de la Ville? Man spricht alle Sprachen!“ — „Hotel Ough! deutsches Hotel mit echt deutscher Küche!“ ruft ein zweiter dazwischen. Das erste Angebot nahm ich an und freute mich, logisch als Deutscher erkannt zu werden. Nach kurzem Abschied vom Schiff, das mich treulich zehn Tage lang beherbergt hatte, folgte ich meinem Hotelführer. Glaubst du, freundlicher Leiter, schon jezt von mir in fühle Hotelräume geführt zu werden, so muß ich, trotz der drückenden Hitze, sehr bedauern, dazu noch nicht im Stande zu sein; die Anstrengung ist noch nicht vorüber. „Dulde, dulde, mein Herr!“ sagt der alte Ependichter, und zwischen Lächern und Dedeln, Koffern und Schachteln schon eingepackt, läßt man sich durch das Hotelfail (Hoteltaxi) im Verein mit mehreren Passagieren zur Postrevision rudern. Hier fängt das Leiden erst recht an; gehoben und gestochen kommt man endlich an das Ziel, das heißt zum Revisor im Feß. Zahlen muß man doch, auch wenn nichts Steuerbares sich finden läßt, zahlen, selbst wenn man mit innerem Ingrimm gesehen hat, wie trotz aller Versicherungen bei den vergeblichen Epionitversuchen im Koffer das unterste zu oberst gelehrt wurde, denn ohne Bak-schisch (Tringeld in anständiger Höhe) kommt man nicht von der Stelle. — Jezt geht es vorwärts. Noch gilt es, dem „Varde!“ und „Varde!“ (Vorsicht) mehrerer Hamals gefällige Berücksichtigung zu schenken, wenn man nicht durch den Stoß ihrer Lasten noch nachdrücklicher zum Achtgeben aufgefordert werden will, und dann geht es endlich in das Hotel. — Die Hamals in ihrer Thätigkeit zu beobachten, ist wirklich interessant. Sie vertreten die Stelle unserer Dienstmleute und rekreutieren sich aus vielen Nationen, am meisten aus den Juden. Wie das Kamel das Schiff der Wüste ist, so könnte man den Hamal das Lastschiff der Stadt nennen. Jezt bejogt er Butter, Hühner, Fische und so weiter in die Wohnung des Pseholebi (Hausherrn), der diese Waren für die Kokona (Hausfrau) gekauft oder im Laufe des Vormittags im Kaffeehaule erpicht hat; letzteres ist eine Leidenschaft, der viel gefrönt wird, auch eine Art, die Küde zu versorgen. Eine Stunde später steht er, im rechten Winkel gebeugt, den rechten Fuß vorgelegt, die Hände fest auf die Knie gestemmt, auf dem Burton, einem Volster, einem Sattel nicht unähnlich, — das reine Lasttier — und läßt sich schwere Steinplatten (3—4) oder Eisenstücken aufstaden, und so bewegt sich das Ganze mit „Varde!“ und „Hä!“ durch die

Straßen. Und am frühen Morgen, wenn durch starke Regengüsse die Straßen unüberschreitbar geworden sind, dann sind es nicht nur die Kleinen mit der Schulmappe, die auf dem Rücken des Hamals ihr Ziel erstreben, auch der stolze Kaufherr ist zuweilen genötigt, trotz fehlender Steigbügel und ohne Stege einen solchen Ritt in das Comptoir zu machen. Ein herrliches Bild! Eine feste Taze gibt es natürlich nicht, und so verlangt der Hamal das dreifache von dem, was er schließlich erhält.

Die Hitze des Tages hatte sich kaum gemildert, als ich Besuch von einem Herrn erhielt, an den ich empfohlen war. Nach echt deutscher Sitte wurde ich bald zur Begleitung in ein Kaffeehaus aufgefordert. Freilich spricht es sich bei einem Glase viel besser und traulicher. Aber was wird mir in Aussicht gestellt? Ein Kargileh! Unterwegs überlegte ich, wie ich wohl diesem Getränke entgegen könnte, aber schließlich dachte ich: „Ein alter deutscher Student trinkt, wenn es darauf ankommt, alles!“ Erstaunt war ich dann, als es sich mir als eine türkische Wasserpeise entpuppte, der einzige Ertrag für unsere deutsche Peise; nun war ich schon um einen terminus technicus reicher!

Darf ich den Leser bitten, mich in das Café zu begleiten und von hier aus eine Weile das Leben zu beobachten, das sich da am Quai abspielt? Bier und Limonade gazeuse, Eis und türkischer Kaffee, auch verschiedene Kuchen stehen zur Auswahl. Wir haben uns eben gesetzt, da fährt eine Schar Strassenjungen zum Garten herein auf uns zu: „Kyrie, kyrie, lüstro poly kala!“ (Herr, Herr, vortrefflich reinige ich Ihr Schuhwerk!) Auch die absolute Negation der Absicht, sich die Fußbekleidung reinigen zu lassen, ist meistens nicht ausreißend, den zudringlichen Vorkämpfern zu vertreiben. Mehr oder minder gut ausgerüstet mit den nötigen Utensilien wirft er sich mit dem freundlichsten Gesicht vor die Füße und will sein Geschäft beginnen. Ein energisches „Haidi!“ wohl auch der aufgehobene Stock zwingt ihn endlich zum Rückzuge, ein mitleidiges Lächeln über „solche“ Fußbekleidung muß man aber mit in den Kauf nehmen. „Guter Herr, schöner Herr!“ und nun kommt ein langes Lobregister in türkischer Sprache, gesendet von der zum Teil nicht unshönen Zigeunerin, die bettelnd das oft nur geliebte Kind zur Erregung unseres Mitleids an das Gartengitter hält. Raum ist sie hinweg und die Unterhaltung wieder aufgenommen, so heißt es: „Gott gebe Gnade dir und deiner Seele, den Seelen deines Vaters und deiner Mutter!“ So bettelt Kind und Greis, Mann und Weib, und dazwischen hindurch sind wiederholt die kaum haubigen Stiesel entdekt. Nun kommen die Verkäufer. „Staphyllia, fresca, fresca, Staphyllia!“ — „Krya, krya syka!“ so erklingen laut die Rufe, je nachdem mit charakteristischem Tonfall. Frische Weintrauben, ganz frische Feigen, Streichhölzer, direkt aus Alexandria, Rotzibücher mit ewig haltenden Bleistiften, Melonen, Oliven, Brot und Käse, Eier und Hühner, Vögel, Handtücher, Pelze, Teppiche, Ober- und Unterleider, Schuhe und Strümpfe, kurz alles, was das Herz wünschen kann, wird in buntem Durcheinander angeboten. Vor allem Feigen und wieder Feigen!

Solche Prachtexemplare von diesen Früchten jedoch, wie sie in Smyrna zum Verkauf ausboten werden, habe ich nirgends gesehen, und da die Stadt der Hauptstapelplatz der feineren Sorten dieses Handelsartikels ist, so war es mir interessant, mit dem Besitzer eines bedeutenden Feigen-Engrosgeschäftes durch dessen geräumige Magazine zu wandern.

Nachdem die Früchte entweder in der Sonne oder in eigens zu diesem Zweck konstruierten Oefen getrocknet worden, werden sie, wie die beifolgende Skizze zeigt, sorgfältig sortiert, abgewogen und in Schachteln oder Kisten verpackt, um so zu Ruh und Frommen der kleinen und großen Ledermäuler in alle Welt hinauszuwandern. Hinein in dieses laute Anpreisen tönen die Hörner der Lenker der Pferdebahnen, die am Quai entlang fahren. Schön ist der Klang nicht, doch er ist erträglich. Auch Schellengeläute mischt sich jezt in dieses Gewirr der Töne: eine Karawane von 18 bis 20 Kamelen zieht vorüber, um den Handelsverkehr zwischen dem Innern des Landes und dem Hafen zu vermitteln. An der Spitze eines solchen Zuges reitet auf einem Esel oder kleinen Pferde der Führer. In der Entfernung je eines Kamels sind die Tiere an einander geloppelt, das letzte trägt die Glocken. In aller Ruhe nimmt der Zug seinen Weg über den Quai. — „Jawasch, jawasch!“ nach türkischem Sprichwort, oder wie der Berliner sagen würde: „Man keine Ueberfährzung!“ Dabei hält der Führer reitend sein Mittagsschlafchen, auch die Kamele schließen zuweilen gelangweilt die Augen. Da naht die Gefahr! Ein unruhiger Strassenjunge, zur Klasse obiger Lustradji gehörend, benützt die Schlaftrunkenheit des Führers und löst die drei letzten Kamele von der Koppel. Letztere bleiben ruhig stehen, nur schauen sie verwundert den Ruheföhler an und warten der Dinge, die da kommen sollen. Der erste Teil des Zuges wandert in seinem langsamen Tempo weiter. Da erwacht der Führer; die Glocke tönt nicht mehr, er merkt, daß die Koppel gelöst ist, und will eben umlenken und den Fehler verbessern, da steigt hilfsbereit einer der Lustradji hinzu und vereint wieder die getrennte Schar. Recht befriedigt über dieses abgefürzte Befahren, setzt der Führer den Zug wieder in Bewegung. Die Glocke tönt — aber plötzlich ist sie wieder verstummt. Der Hilfsbereite war leider der Astenleiter, er hat den Knoten so lose geschürzt, daß der geplagte Reiter nun doch selbst eingreifen muß. Auch eine Kategorie von Schusterjungen! — Ein jammervolles Scheul ruft jezt unsern gerechten Unwillen hervor. Schuld ist einer der Hundeproletarier, der sich in den Garten eingeschlichen hat und von den Bediensteten energisch ausgewiesen wird. Es sind bedauerungswürdige Tiere, diese „wilden Hunde“, heute gefüttert, morgen getreten, wissen sie sozusagen nicht, ob sie übermorgen, zwar bößlich lebend, noch im Besitze aller ihrer Gliedmaßen sind. Hinsichtlich des Schmutzes vieler Quartiere hat hier der Hund eine gewisse prophylaktische Bedeutung, er vertilgt, ohne jede Gefährlichkeit gegen die Kasse, das, was der Mensch zu seinem eigenen Schaden auf die Straße wirft. Auf Selbsterhaltung und Selbstwehr angewiesen, ist er auch gleichsam seinem Charakter nach der Proletarier der Hunde. Er hat sich die Stadt in Quartiere eingeteilt, an der Spitze steht ein Häuptling, der stärkste, schneidigste der Hunde, und weche dem Unglücklichen, der sich in sein Revier wagt. Auch unter sich haben die Hunde desselben Quartiers oft heftigen Streit, aber „stets anständig“ heißt es auch dort. Ist der Gegner besiegt, dann wirft er sich zu Boden und streckt die Pfoten empor, und großmütig verzeiht der Sieger. Auch zwischen dem Hunde und dem Kamel scheint ein stillschweigender Vertrag gegenseitiger Schonung zu sein. Das stolz einhergaloppierende Araberross läßt er selten unbelästigt, die Karawane dagegen steigt über ihn, wenn er mitten

auf dem Quai ruht, sicher hinweg. Eine Verbindung der Geplagten in der Tierwelt!

Vocaccios allbekannte Weihen ertönen jetzt, das Konzert hat begonnen. Nicht eine türkische Kapelle spielt, wie deutsche Zeitungen berichteten, eine italienische ist jeden Sommer engagiert und erfreut durch ihre Leistungen. Was ich von türkischer Militärmusik gehört habe, ist wohl für den Krieg vortrefflich; einige Kapellen im Rücken der Schlachtlinie aufgestellt, müssen notwendigerweise die Truppen den Feinden entgegen jagen. Im angenehmen Wechsel Straußlicher Walzer und Waldteufels Polka promeniert jetzt in der Abendstunde Smyrna am Quai. Der Kawah, eine Art Portier, ausgerüstet mit Pistole und großem Stabe, hält wie ein Cerberus alle lästigen Verkäufer und Bettler fern, so ist es uns möglich, ungestört dieser Promenade unser Auge zuzuwenden. Geschmack haben die Damen von Smyrna, das muß man ihnen lassen, die Toiletten sind elegant. Was kümmert es, wenn die böse Welt von Modistinnen erzählt, die in ihren Kammern Hausputz als einseitige Entschädigung für Atlasgewänder aufspeichern? Das glaubt der Fremde ganz und gar nicht; die bleiche Wange, nur hier und da sanft zur Promenade gerötet, sie ist sicher ein Zeichen echter Weiblichkeit, nicht stundenlanges Vorbereiten. Außer diesen jononischen Gestalten wandert noch viel Publikum am Meeresstrande. Zuerst der Grieche der arbeitenden Klasse in seiner weiten, bis zur Wade herabhängenden Pluderhose, der sogenannte Raza, der Grieche in seinem alten Nationalkostüm, einer Ballettänzerin nicht unähnlich, Jude und Jüdin in ihrer Nationaltracht, letztere mit diademartigem Kopfschmuck, der Detwisch in seiner hohen Mütze und der Tschertse in schwarzer, enganliegender Kleidung, das Dolchmesser an der Seite; die Anhänger des Mahdi in weitem weißem Mantel, die Arme über einander gekreuzt, so stolz, als existierten nur sie und der Quai; die Türken und Armenier, sie alle tragen nur dazu bei, das bunteste Bild orientalischen Lebens, wie es sich gerade in Smyrna abspielt, am Quai zu vervollkommen. Und der Hintergrund dieses buntemobilen Bildes ist der Golf mit seinem nicht minder bewegten Leben. Da fahren die kleinen Dampfer unausgesetzt zwischen Smyrna und Cordelio oder Ohioskope, den Sommerfrischen der Smyrnioten, da wehen von den großen Schiffen zum Willkommen oder zum Abschiedsgruß die Tücher hinüber. Es ist ein reizendes Bild! Kennst du, lieber Leser, den Züricher See? Dann verfolge dich hin nach Rühnath (nicht zu verwechseln mit dem bekannten am Bierwaldstätter See), wende deinen Blick nach Rühnath, und du hast einen Abglanz des Bildes, das ich dir geben wollte.

Am Abend, von der Höhe gesehen, bezeichnen zahllose Gasflammen die lange Strecke des Quai. Dann ist im Hafen die Arbeit beendet, still ruht draußen der Golf, im Süden und Norden durch die weit sich erstreckenden Ausläufer des Siphylus geschützt, gegen Westen unbegrenzt, sein Lusthauch stört die schlummernden Wellen. Zahllose Lichter strahlen auf, wenn man den Blick nach Süden wendet, zu den Bergen, wo Türken und Juden ihre Wohnung haben, bis zu den Gipfeln, die durch die Ruinen des alten Pagos gekrönt sind. Ueber diesen Lichtern aber funkelt der Sternhimmel so schön, so klar, und er trägt unsere Grüße hinaus und gibt sie weiter zum fernem Heimatland. — Und horch! Die Schiffsglocken geben zwei Glas, es ist neun Uhr. Schwere da nicht schon in langgezogenen Tönen der heimatische Gegengruss über das Wasser? Es ist die Lorelei, der preussische Aviso, der die altgewohnte Retraite erklingen läßt. — Nach vielfach gestörter Nachtruhe entschließt man sich bei der großen Schwüle bald zum Aufstehen.

In den Hotels ist aller Komfort; Speisezimmer, auch mit deutschen Zeitungen, Musiksalon und so weiter bieten für die ersten Morgenstunden angenehme Beschäftigung. Hier bot sich mir zum erstenmale ein Anblick, der mein Staunen erregte, mich auch tief ernst stimmte. Ein leises Gemurmel, eine Art monotonen Gesanges, drang zu mir herauf. Griechische Priester geleiteten mit ihren Gebeten einen Erdenpilger zu seiner letzten Ruhe. An der Spitze des Zuges gingen Knaben mit dem Kreuzkruz, ihnen folgte ein Knabe, der den Deckel des Sarges trug. Hieran schlossen sich wohl zwanzig bis dreißig Jünglinge, die in schwarzem Flor vom Kopf bis zur Hand die ähnelnden Zeichen der Trauer trugen. Auch Blumen, Palmen und anderes mehr hatte die teilnehmende Liebe gespendet. Jetzt nahen die singenden Priester, dem Range wie den Abzeichen nach sehr verschiedenen, an Zahl wohl zwanzig, und diesen folgte der Sarg, diesmal auf den Schultern getragen (sonst auch vielfach auf den Händen). In dem Sarge lag ein Mann, mehr als fünfzig Jahre waren ihm vergönnt gewesen, große Reichthümer hatte er, wie ich hörte, zu sammeln gewohnt, pergamentartig war sein Gesicht, seine Züge tot und kalt, die Hände waren mit schwarzem Band kreuzweise gebunden. Kannitvergan! — Nach manche Leiche habe ich so in offenem Sarge durch die Stadt tragen sehen, Jungfrauen in bräutlichem Schleier, das weiße Lager mit Blumen umwunden, Kinder in hoffnungsvollen Jahren, die bleichen Lippen zu früh geschlossen, stets hatte der Anblick für mich etwas Anziehendes. Vermeidet man die öffentliche Schau derjenigen, die des Todes entstellende Hand berührt hat, beobachten die Träger die nötige Ruhe und Vorsicht, dann ist ein solcher Leidenzug ein gewaltiges memento mori, das an die Herzstärke des Lebenden anknüpft, ein lebendes Bild des „Jug des Todes“.

Die große Hitze mahnt von weiteren Ausflügen ab, darum sei der Nachmittag einem Spaziergang am Hafen gewidmet. Dieser Teil des Quai trägt einen wesentlich andern Charakter als der, an dem wir gestern saßen. Dort europäische Konzerte in großen öffentlichen Gärten, von denen aus das bunte Leben aus der Ferne sich beobachten läßt; hier ein großes Durcheinander von Gesang, Geschrei, Musik und Tanz, das alles aus den zahllosen Buden dem Hafen gegenüber herausstrahlt. Wir sind mitten in dem Lärm. Wandern wir dem Türkendiertel zu, so reißt sich rechts im Hafen ein Schiff; wie die Flaggen zeigen, sind fast alle handeltreibenden Nationen hier vertreten, es ist ein Wald von buntemwimpelten Masten. Auf der linken Seite reißt sich ein Kafferschiff an das Andere, das heißt elende Holzbaraden, die Vielen der Kühlung wegen mit Wasser überschwenmt. Vor oder in ihnen sitzt der gewöhnliche Mann fast aller hiesigen Nationen; mäßig und genügsam verweilt er hier bei einer Tasse Kaffee, einem Rargileh oder der Cigarrette oft stundenlang. Dabei zu schreien ist ihm Bedürfnis, nur selten ist es die Folge des Gemüthes von vieler geistigen Getränke; Arbeit wie Unterhaltung scheint ihm offenbar bei Geisheit besser von der Hand zu gehen. Hier singt der Grieche in langgezogenen Tönen; seine Melodien haben meistens etwas eigentümlich Klagenendes. Empfindsame Naturen haben das Sehnen des so lange unterdrückten Volkes nach Freiheit herausgehört wollen. Für mich haben diese Lieder darum

wenig Sympathisches, weil der Grieche stets in Raschlauten singt. Auch den Gebildeten dieses Volkes, wie mir ein hiesiger deutscher Lehrer des Gesanges versicherte, wird es unendlich schwer, selbst nur die Tonleiter in Brusttönen zu singen. Uebrigens haben die Griechen sich eine ganze Anzahl Volkslieder anderer Nationen zu eigen gemacht, so auch der deutschen. Das Lied: „Kommt ein Vogel geflogen“ wird schwerlich dem alten Schwalbenlied des Pseudo-Anakreon entlehnt sein.

Bei Guitarre und Violine freut sich vor diesen Häusern das Volk, auch der Leierkasten läßt hier dieselben Melodien erklingen wie auf den Berliner Höfen, und unternehmende Paare tanzen vor den Augen der Schaulustigen ungarische und spanische Nationaltänze. Hier wird schließlich das bescheidene Abendbrot, Fisch mit Käse und so weiter, nicht nur auf der Straße bereitet, sondern auch dort für wenige Metallica verzehrt. Hier hat auch der meist jüdische „Bankier“ seine Wechselbude, von hier zieht er aus mit seinem Geldsack über der Schulter, um gegen Prozenten den Reklamen ihren Tagesbedarf an Kleingeld einzuwechseln, Bankier und Philosoph zugleich, der alle seine Habe mit sich trägt.

Die Kaufofferten der Jünger des Merkur sind hier ebenso zahlreich wie auf der zivilisierteren Seite des Quai, der Verkehr aber ist weit härter. Hier liegen große Lagerräume für Früchte und andere Handelsartikel, zur Beförderung des Verkehrs wurden sich kunstvoll an einander vorüber Hamal und Gel, Kof und Naultier, Kamel, Droschke und Pferdebahn. Mit Mühe gelangt man hindurch bis zum Konak, der Residenz des Pascha, dem Sitz der türkischen Regierung. Der Konak liegt am Anfang des Türkendiertels, in seiner Nähe ist die große Kaserne, von außen, auch hinsichtlich der Sauberkeit, einer deutschen ganz ähnlich. Hier sei das Ziel unserer Wanderung. Doch ehe wir mit Hilfe des Tramway den Rückweg antreten, noch ein Wort im Anblick des Konak über Sicherheit des Eigentums und der Person in Stadt und Umgebung. Von Sicherheit nach unjeten Begriffen kann hier keine Rede sein, dazu ist die Bevölkerung zu gemischt, die Regierung in den Händen der Türken, die an Kopfsahl weniger als ein Drittel der Stadtbewohner ausmachen. Aus Haß gegen die Türken glaubt sich mancher Grieche der unteren Volksklasse zur Hehlerei berechtigt, manches Eigentumsvergehen mag man auch nicht entdecken wollen, weil der Paschah bei vielen Beamten, die eventuell auch ohne Gehalt leben müssen, noch eine große Rolle spielt. Darum darf es nicht wundernehmen, wenn man mitten in der Stadt auf dem Wege nach Hause mit saurer Miene seine Dörfe abliefern muß. Den organisiertesten Räuberbanden scheint aber doch mit Nachdruck begegnet zu werden. Verfolgte Diebe oder desertirte Rekruten schießen in die Berge und bilden diese Banden. Vom Landvolk meist in jeder Weise unterstützt, bemächtigen sie sich solcher Personen, bei denen ein Erpressungsversuch Erfolg haben könnte. Kommt es diesen Leuten, um ein Vermögen zu erpressen, nicht auf Körperverletzung, selbst nicht auf Mord an, so haben sie selbst auch auf keine menschliche Behandlung zu hoffen, und es ist den Türken nicht zu verdenken, wenn sie, von den Konsulaten gedrängt, ohne geordnete Justiz, nach Abschaffung der Todesstrafe die Räuber in den Bergen erschließen und ihre Köpfe zur Warnung auf dem Konak zur Schau stellen. Nicht ohne Absicht ist seitens der Türken in dieser Hinsicht oft betont worden, daß diese Räuber nur Christen (Griechen) wären, und bei den Griechen aller Stände herrscht deswegen Erbitterung. Doch lassen wir diese erschreckenden Bilder. Gütig führt uns der Tramway zurück, wir kehren dort ein, wo Deutsche, Oesterreicher und Schweizer bei schäumendem Gerstenbier nach des Tages Arbeit froh vereint sind.

Das Thor der Vergebung an der Domkirche zu Granada.

(Bild S. 533.)

Der erste Stein zum Dom in Granada wurde am 15. März 1529 gelegt, welcher feierlichen Akt der berühmte Baumeister Diego de Syploe vollzog, der den Bauplan dazu entworfen hatte und der erste Leiter der Arbeiten an diesem prachtvollen metropolitaniischen Tempel war. Der Dom wurde am 17. August 1560 eingeweiht, noch ehe er vollendet war, und nach dem Tode Syploes im Jahr 1563 wurde das Werk unter Leitung Juans de Nacda fortgeführt. Diesem folgte im Jahr 1574 sein Schüler Juan de Orea und der Bau schritt so langsam vorwärts, daß die herrliche Basilika erst gegen Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts ganz vollendet da stand.

An den beiden äußersten Enden des weiten Kreuzganges erscheinen die beiden großen Portale der Basilika geöffnet; auf der einen Seite ist das Portal der Kapelle der Könige und auf der andern das schöne Portal der Vergebung, wovon wir Seite 533 eine Abbildung nach einer Zeichnung von Antonio Hebert bringen.

Der kunstverständige Kritiker der schönen Künste, Franzisko Vi Margall, urteilt über die Kirche im allgemeinen nicht günstig, dagegen ist er begeistert von dem Portal der Vergebung. Von diesem sagt er: „Schönheit und Anmut allein herrscht nur bei dem Portal der Vergebung, welches von Syploe selbst bezeichnet und ausgeführt wurde und in dessen Konstruktion wir die Einteilung und Verschlingung der Verzierungen im schönsten Renaissancestil finden. Dieses Portal ist ein Meisterwerk. Seine herrliche Wölbung ist an den Eingängen und den Außenseiten mit reichen Ornamenten bedeckt, die Figuren der Gerechtigkeit und des Glaubens tragen über sich eine große lateinische Inschrift, die hohen Säulen, welche sich an den Seiten erheben, sind mit Blumen, Girlanden und Kränzen zierlich und geschmackvoll umschlungen und mit Kapitellen gekrönt, aus deren Ecken auf sehr geistreich erfundene Weise kleine Figuren zwischen Atlantusblättern herniedersehen. Das Fries ist prächtig, wie auch das phantastische Gesims der Bedachung. Auf zwei hervorragenden Pfeilern sind große Wappenschilde eingehauen, die Proportionen der Rückwand, welcher die Figuren Moses, Davids und des ewigen Vaters so viel Charakter verleihen, sind sehr sinnig. Alles dies zusammen — von Syploe vollendet — trägt dazu bei, das Portal der Vergebung zu einem der vollkommensten Werke der plastischen Architektur zu machen.“

Erwähnen wollen wir noch, daß die lateinische Inschrift über den Figuren der Gerechtigkeit und des Glaubens von dem Prälaten Ferdinandus verfaßt wurde, welcher der Leichtdatter Isabella der Katholischen und erster Erzbischof von Granada war. Sie besagt, daß, nachdem lange die Muren hier geherrscht, das katholische Volk als Zeichen des Sieges des Christentums diese Kirche errichtete.

Don Pedros Brautfahrt.

Erzählung

von

Max Lany.

II.

Van Zeen hatte, Gift und Galle im Herzen, den Gefangenen samt seiner Karawane ins Lager geführt. Es war schon dunkel — die Dämmerung ist in jenen südlichen Breiten nur kurz — ohne genaue Ortskenntnis wäre es sehr schwierig gewesen, in dem Labyrinth von himmelhohen Felsen und engen Schluchten den Weg zum Lager aufzufinden, das in einem geräumigen Thalfessel gelegen, nahe genug der großen Straße, daß die Vorposten diese gleichzeitig mit überwachen konnten. Die graue Thalföhle bot den Pferden der Contre-Guerillas üppige Nahrung. Reihenweise, mit dem Lasso an den Hinterfüßen gefesselt, lagen und standen die Tiere auf dem weichen Boden. Zwischen ihnen, in zwanglosen Gruppen verteilt, lagerten die rotärmeligen Reiter um die Wache, wo in großen Feldkesseln die Frijoles, ein in Mexiko allbeliebtes Bohnengericht, zum Nachtmahl kochten. Ein in vielen Kasernen aus den bewaldeten Bergen niederstürzender Bach erfüllte die rubige balsamische Abendluft mit leisem Rauschen, wie geschaffen, die vom Nichtstun und des Tages Hitze ermüdeten Reiter in Schlaf zu fügen. Da, wo der Bach sein Bett durch einen ziemlich engen Hohlweg der nicht zu fernem Straße zuwendete, hatte auf einem etwas erhöhten Felsplateau, von dem das Lager bequem zu übersehen war, der Chef der Truppe, Dupain, sein Stabsquartier aufgeschlagen. Die Einrichtungen dazu waren äußerst einfach. Der alte Krieger, aller unnötigen Bagage abhold, hatte nicht einmal ein Bett. Eine Wand aus geflochtenem Gezeuge, mit der im Hintergrunde aufstrebenden Felswand einen Winkel bildend, war der einzige Schutz gegen die Witterung, deren jetzige Milde andere Vorkehrungen auch unnötig erscheinen ließ. Ein niedriger Feldstuhl und ein großer, platter Koffer, der zur Not auch als Tisch dienen konnte, das war die ganze Mobilarausrüstung des Hauptquartiers.

Als einer der Wachposten die Ankunft van Zeens mit seiner zahlreichen vierbeinigen Begleitung meldete, war Dupain aus seiner Felsenkammer hervorgekommen und stand nun im Lichte eines hellen Wachsfeuers, das die Felsenplatte mit flackerndem Scheine übergoß, und erwartete, die dampfende Meerschampfeise in der Hand, die Ankunft der Gemeldeten. Auch er trug die mexikanische Kleidung, doch der gewohnten Bequemlichkeit halber ohne die enge Jacke, so daß das blusenartige Hemd dem Oberkörper freie Bewegung ließ. Er war von hoher, derbknochiger Gestalt, die ungebeugt von den sechzig Jahren, die er auf dem Rücken trug, stramm und fest die meisten seiner Untergebenen überragte. Ein saft weißer, mächtiger Vollbart umrahmte das geräunte Gesicht mit den tief eingeschnittenen Falten und der energisch vorspringenden Adlernase. Buschige, starke Brauen beschatteten die tiefstehenden dunklen Augen, die Blitze schleudern konnten, vor denen sich auch die Bewegten seiner Truppe demütig zurückzogen. Den runden Schädel bedeckte vollständig ergrautes, bürtelartig kurzgeschchnittenes Haar bis tief in die Stirn hinein. Dupain war keineswegs hübsch, wenn man junge Mädchen nach ihrem Urteil gefragt hätte, aber dennoch eine interessante Erscheinung, das Bild eines im Kriegesleben ergrauten Feldsoldaten, der schon an allen Ecken der Welt unter französischer Fahne gekochten. Im ganzen war mit dem alten Herrn nicht gut Kirschen essen, das mußte jedermann und hielt sich möglichst aus seinem Gesichtskreise fern.

Van Zeen hatte die Karawane im Eingangsthale gelassen, wo die Wachen neugierig die Ladung beschniffelten wie hungrige Hunde den Fressklober. Sie witterten Beute, mußten sich aber vorläufig noch gedulden. Seinen Gefangenen, den Majordomus, vor sich herstoßend, kam der Sergeant, vom Eisen und vom Steigen erhit, schnaufend zu dem hochgelegenen Feuer, wo ihn sein Chef und hoher Gönner mit ungnädiger Miene erwartete.

„Weßhalb kommst Du schon so früh zurück?“ knurrte Dupain, „wer heißt Dich denn die Pferde in der Mittagsstunde abjagen?“

Unterwürfig, aber mit vor Genugthuung leuchtendem Gesicht zog van Zeen den bewußten Zettel hervor und berichtete — natürlich mit gebührender Hervorkehrung seiner eigenen bei dem Fange entwickelten Schlaueit — den Grund seiner eiligen Rückkehr. Der Gefangene hatte sich so weit seitwärts gedrückt, daß er im Schatten van Zeens nicht allzu rasch des Gefürchteten Aufmerksamkeit erregte. Mit regungsloser Miene und gespannter Aufmerksamkeit hörte Dupain die Erzählung und bückte sich nun mit dem Zettel so weit über das Feuer, um die Uebersetzung, die van Zeen vorsorglich unter den Originaltext geschrieben, zu lesen. Um die dünnen Nasenflügel zuckte es wie ein wildes, schadenfrohes Lächeln, daß der eisgraue Schnurrbart wie ein Vorstentamm nach auswärts strebte. Mit listigem Augenzwinkern nickte er hastig mit dem Kopfe und richtete sich wieder auf.

„Du hast Deine Sache gut gemacht. So etwas kommt mir gerade recht!“

Da erschauten die unstät umherirrenden Augen den

Gefangenen, der sich vergeblich bemühte, in bescheidener Zurückhaltung fern vom Lichtschein zu verharrten.

„Wer ist denn das da?“ fragte Dupain.

Van Zeen wandte sich schnell um und packte den Mexikaner beim Kermel. Ein nicht allzu zarter Kuck und dieser strauchelte bis dicht vor den alten Mann.

„Das ist mein Karawanenführer, der die Spionin brachte!“ entgegnete van Zeen eifrig.

„So steckst Du mit unter der Geschichte, mein sauberer Bursche?“

Bei dieser mit Unheil verkündendem Tone hervor-

stößenen Anrede hätte der Gefangene sich am liebsten in die Erde verkrochen. Er schüttelte sein blaßes Haupt wie jemand, dem eine kräftige Hand die Kehle zugebrückt. Mit zitternden Lippen, den kalten Angstschweiß in großen Perlen auf der Stirn, stammelte er in ersterbender Stimme:

„Bei allen Heiligen, Sennor, ich bin unschuldig. Ein alter Herr übergab mir in Monterey die junge Dame mit dem Befehl, sie bis nach Linares zu begleiten — ich weiß nicht — ich kenne sie gar nicht!“

„Wo kommst Du her?“

„Von Garcia, aus den Minen! Ich —“

„Du kommst ja aus Escobedo's Lager, Bursche!“ donnerte Dupain; „noch eine Lüge und Du hängst!“

„Bei Gott und unserer allerheiligsten Jungfrau, Sennor,“ beteuerte der Gefangene, dem die Kniee fast einbrachen, „die Republikaner sind auf Saltillo gezogen, ich habe keinen einzigen mehr diesseits der Sierra gesehen!“

„Um, hm, so,“ brummte Dupain, der, durch Kundschafter unterrichtet, wohl wußte, daß der Mexikaner die Wahrheit sagte, „das kann vielleicht so sein, beweist Deine Unschuld aber nicht!“

„O Sennor, ich habe einen Paß vom französischen General en chef; mein Herr, Don Esquilas, hat ihn aus der Hauptstadt mitgebracht.“

„So zeig her!“

Die konvulsivisch zuckenden Hände des Mannes fanden nur mit Mühe den Eingang zu der ledernen Gürteltasche. Endlich reichte er mit unterwürfigster Rückenbiegung das Papier her, das er sich in seinem furchtsamen Eifer nicht einmal zu entfallen getraute.

Dupain hielt das Schriftstück an die lodernde Flamme und untersuchte sorgfältig prüfend die Unterschrift „Bazaine“.

„Das Ding ist in Ordnung — laß den Mann ruhig weiter ziehen,“ sagte er gleichmütig zu van Zeen und reichte dem Mexikaner den Paß zurück.

Der Sergeant starrte seinen Chef mit offenem Munde an. „Und die Maultiere?“ fragte er schüchtern, „so — so sollen die für die Leute — als Beute?“

Ein Blick des Alten trocknete ihm das Wort in der Kehle ein. Der Mexikaner wich bestürzt zurück.

„O Sennor, Gnade!“ flehte er mit erhobenen Händen. Dupain schüttelte zornig das bärtige Haupt.

„Der Mann zieht mit seinem Eigentum ab, und wer ihm ein Tier anrührt, den . . .“

Eine unzweideutige Handbewegung und van Zeen zog sich schleunigst zurück, gefolgt von dem überglücklichen Mexikaner, der laut den Schutz aller Heiligen auf den „guten Sennor“ herabrief.

Mit knirschenden Zähnen stampfte der Sergeant über die Steine abwärts. Zum zweitenmale war er mit all seinem Diensteifer so böß angekommen. „Bringt den Kerl

„Sergeantmajor, Ihr sollt sofort zum Chef kommen,“ rief ein Posten, der eilig heranstolperte. — Gehorsam, wie es ihm geziemte, begab van Zeen sich ins Hauptquartier zurück.

Im Lager war es still geworden. Deutlicher hörte man des Sturzbaches Rauschen, nur selten unterbrach ein Geräusch die hehre Stille der Nacht. Von dem schwarzblauen Firmament funkelten hell die Millionen Sterne hernieder in den Bergfessel, den der Urwald mit dunklen Mauern umzog. Hier und da glimmte noch ein ersterbendes Lagerfeuer. Die Reiter schliefen, zum Schutz gegen den käl-

tenden Nachttau fest in ihre Mäntel gewickelt, auf dem Boden. Der Kommandant hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben — nach seiner Art, wie das auf Beute lauende Raubtier. Im übergehängten schwarzen Mantel saß er auf seinem Feldstuhl, den Rücken gegen die Felswand gelehnt, den Kopf gesenkt, daß der mächtige Bart die Brust bedeckte, schlief er den Schlaf der Rahe mit blinzelnden, zusammengekniffenen Augen. Ein einzelner Wachposten schritt lautlos auf dem kleinen Felsvorsprung auf und nieder und fachte von Zeit zu Zeit das Feuer an, so daß die frisch emporlodernenden Flammen mit ihrem flackernden Schein den Alten mit rotem Schimmer übergossen, daß er ausah wie ein Berggeist, der über neue Bosheiten sinnt, mit denen er das Menschengeschlecht über raschen möchte.

Eben kam der Mond langsam so weit herauf, daß er bequem auf die schlafenden Krieger herniedersehen konnte, die, in unregelmäßige Gruppen verteilt, von seinem Silberlichte hell beschienen, den düstigen Plan bedeckten. „Sentinelles, gare-à-vous!“ klang aus der Ferne der stündliche Ruf der Vorposten. Da richtete Dupain sich auf.

„Sergeant!“ rief er kurz und befehlend. Mit unverständlichem Gebumm erhob sich hinter einem Felsblock, wo er zusammengelauert gelegen, van Zeen und kam zu seinem Chef.

„Sage den Offizieren, man solle sofort alles aufhören lassen, ohne Geräusch, ohne Hornsignal!“

Dann sank er wieder in die vorherige Position scheinbarer Ruhe zurück.

Allmählich geriet das Lager in Bewegung. Das Alarmwort ging von Mund zu Mund. Ueberall erhoben sich die Schläfer und ergriffen ihre Waffen. Den Pferden wurden die Fesseln abgenommen, die Sattelgurte festgeschnallt und die Tiere, die sich in der nächtlichen Kühle schüttelten, zu Abteilungen zusammengeführt. Mit den vielen zwei- und vierbeinigen Gestalten, den seltsamen, hierhin und dorthin huschenden Schatten glich das ganze Bild einem aufgestörten Ameisenhaufen, den der ewige Nachtwandler, der Mond, effektiv beleuchtete.

Doch bald kam Ordnung in das Gewimmel. In langen Reihen entwickelten sich die Abteilungen der Reiter und hielten stumm am Fuße der Felsabhöhung. Nur selten



Die Mine von St. Gurlott. „Hugh,“ rief Annie kuckend, ihre Hand auf meinen Arm legend, „wohin willst Du?“ (S. 530.)

mit seinem Viehzeug hinaus auf die Straße!“ schrie er die Wachen an, die sich von den grasenden Maultieren und ihrer Ladung nicht zu trennen vermochten.

„Und wer die Tiere anrührt, den holt der Teufel!“ fügte er hinzu, die von Dupain unvollendet gelassene Phrase mit findigem Geiste ergänzend.

Die Treiber schwangen freudig ihre Peitschen und brängten die Karawane ins dunkle Thal. Schweigend, aber mit langen Gesichtern sahen die Soldaten die reiche Beute ihren langen Fingern entschlüpfen.

„Verdammtes mexikanisches Gesindel!“ zischte van Zeen wütend zum Abschied hinter den Abziehenden her und seine Soldaten nickten Ja und Amen dazu.



1. Das Sortiren. — 2. Wägen. — 3. Die Verpackung. — 4. Zur Verladung. — 5. Herstellung der Schachteln und Kisten.

Die Feigenindustrie in Smyrna. (S. 534.)

schnaubte ein Ross, klirrte ein Bügel an die Säbelscheide. Ein starkes Ross, von einem Soldaten am Bügel gehalten, scharrte mit dem Vorderhuf in dem Rasenboden und schüttelte ungeduldig die wehende Mähne. Es ist das Streitross Dupains, der immer noch unbeweglich, wie aus Stein gehauen, auf seinem Sitze verharrt.

Da schlüpfte behende wie eine Wildkatze — man wußte nicht woher — eine dunkle Gestalt über die Felsplatte. Der mit Federn geschmückte Haarschopf, der halbnaakte, braungelbende Oberkörper und das mit weißen Streifen bemalte bartlose Gesicht verriet den Indianer aus dem Stamme der Comanchen.

Dupain bemerkte ihn nicht eher, als bis er mit einem Finger leicht seinen herabhängenden Arm berührte.

„Will der große Häuptling die Wölfe fangen, so mag er eilen,“ sagte er in gebrochenem Spanisch, „sie brechen die Wigwams ab und ziehen in die Ebene jenseits der Berge.“

Dupain erhob sich. Ein rascher, funkelnder Blick lief über die ganze Schar. Mit wenigen Schritten stieg er nieder und schlang sich mit für sein Alter bewundernswerter Gewandtheit in den Sattel. Der Soldat reichte ihm eine eiserne Lanze, die Lieblingswaffe des alten Kriegers, die er trotz ihres Gewichtes mit fabelhafter Geschicklichkeit zu handhaben wußte.

„En avant, messieurs!“ kommandierte er kurz und setzte sich an die Spitze des Zugs. „Lieutenant Dumoulin, Sie marschieren den Bach aufwärts bis Rio blanco und fangen die Guerillas ab, falls sie sich durch die Schluchten nach Süden durchschleichen sollten, dort erwarten Sie weitere Befehle!“

Der Offizier salutirte und verschwand mit seiner Abteilung in den Bergen.

Der Indianer hatte sein eigenes kleines Prärieferd bestiegen und trabte vor dem Chef her, fast anzusehen wie ein Jagdhund auf der Fährte des Wildes vor der ihm folgenden Jagdgesellschaft.

„Vorwärts, vorwärts,“ drängte Dupain und setzte sein Tier in Galopp. Mit dumpfem Brausen ging die wilde Jagd durch den schweigenden Urwald, der im Westen des Lagers allmählich bergan stieg.

In langer Reihe, wie eine dunkle Schlange, wand sich der Reiterzug durch das Gestrüpp, trotz des dichten Unterholzes mit unverminderter Eile, geführt von dem Indianer, der mit dem wunderbaren Spürsinn seiner Rasse immer wieder gangbare Pfade auffand. Nach mehrstündigem hartem Ritt nahm der Wald plötzlich ein Ende. Vor den Reitern lag eine kahle Hochfläche, mit losem Steingerölle bedeckt. Dieses und das allenthalben seine bizarren Formen Arme emporstreckende Stachelgestrüpp zwang zum Schritt. Der Indianer war allen weit voraus in der Dunkelheit verschwunden. Die Reiter folgten langsam in der angebotenen Richtung. Bald stiegen zur Rechten dunkle Felsmassen auf, die steil zum Himmel emporragten.

„Halt!“ kommandierte Dupain, „Waffen zur Hand!“ Das Losungswort wurde nach hinten weiter gegeben. Mit leisem Klirren verließen die Säbel ihre Scheiden und blinkten im Mondlichte. Dicht unter die Felswände in den tiefen Schatten gedrängt, hielten die Reiter, mit Spannung den Feind erwartend, der — nach Dupains Meinung — hier bald vorbeipassiren mußte. Da schoß wie ein nächtlicher Schatten lautlos der Indianer wieder heran.

„Achtung!“ flog leise der Ruf von Gruppe zu Gruppe, „nun müssen sie kommen!“

Der Indianer hatte den Standplatz des Führers erspäht, vor ihm hielt er sein Ross an.

„Die Wölfe haben das Nest verlassen — Feuer kalt — viele Spuren nach großem Fluß dort!“

Ein wilder, viele Silben langer Fluß entfuhr den Lippen des getäuschten Führers.

„Vorwärts, wir kommen dem Gesindel noch auf den Pelz,“ knirschte Dupain durch die wütend zusammengebeißenen Zähne und in rasendem Galopp flog er allen voraus, daß die Funken stoben. Eine Strecke weit ging's an den Felsen entlang, dann bog er plötzlich in eine breite Schlucht, durch die ein fast ausgetrocknetes Flußbett westwärts führte. Nach verschiedenen Biegungen traten die Wände wieder einander näher, so daß nur ein schmaler Weg blieb, gebildet von ausgefülltem Gestein, in dessen Furchen die Wasserinnen mit glühendem Schein sich verzweigten. Bei der tollen Hast war an Vorsicht nicht zu denken. Auf den rollenden Kieselstrauchelten die Rösser, aber ohne den Sturz dieses oder jenes Reiters zu beachten, wälzte sich die Reitermasse dem wie durch Zauberhandt umverkehrt dahinstürmenden Führer nach. Auch van Zeen, der sich dicht hinter Dupain hielt, traf das Unglück. Sein Pferd geriet plötzlich in eine Spalte und stürzte, den Reiter kopfüber in den Kiesgrund schleudern.

Ein hinter ihm Kommender konnte sein Tier nicht schnell genug zur Seite reißen. Unsanft berührte der stüchtige Huf des Liegenden Unterschenkel, er stieß einen Schmerzensruf aus und fiel auf die Seite. Donnernd und brausend ging die wilde Jagd an ihm vorüber. Ehe er sich recht besinnen konnte, war alles verschwunden. In der Ferne verklang das Getrappel der dahinströmenden Rösser wie verhallender Donner. Neugierig und stöhnend richtete der Verletzte sich auf. Außer am Fuße empfand er heftig brennende Schmerzen an den inneren Handflächen, die ein gut Teil ihrer natürlichen Handschuhe an den scharfen Kieseln abgestreift hatten. Selbst die Nase brannte, daß es ihm schien, als müsse sie das Doppelte an Umfang gewonnen

haben. Den Schmerz verbeißend, kroch er — nicht auf allen viere, denn den einen Fuß mußte er nachschleppen — zu seinem Rosse, das vergebliche Anstrengungen machte, auf die Füße zu kommen. Mit fliegenden Flanken sank es auf die Seite und stieß keuchend den Schaum durch das Gebiß. Van Zeen zog sein Messer hervor, schnitt den Stiefel herunter und untersuchte das dick angeschwollene Glied. Mit der Hand um sich tappend, fand er einen Spalt zwischen den Steinen; wohlthuende Kühle verriet ihm Wasser, in das er nun auch das Bein eintauchte. Grübelnd und manchmal auch etwas fluchend sah er mütterseelenallein in der Finsternis und suchte nach einem Ausweg aus seiner keineswegs beneidenswerten Situation. Ein Geräusch hinter ihm machte ihn aufmerksam; ängstlich strengte er seine Augen an, die Dunkelheit zu durchdringen. Etwa fünfzehn Schritte von seinem unbequemen Schmerzenslager sah er einen Menschen, bemüht, sich selbst und sein ebenfalls gestürztes Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Der Mann hatte augenscheinlich mehr Glück und machte sich schon wieder daran, den Sattel zu besteigen.

„Hallo, Kamerad,“ rief er, so laut er konnte, „hieber!“

„Ah, seid Ihr da, Sergeant?“ sagte der andere und kam, sein Ross am Bügel führend, auf ihn zu. „Was fehlt Euch denn?“ fragte er, sich niederbückend.

„Ich glaube, ich habe den Fuß gebrochen!“

„Wirklich so schlimm? Wir wollen einmal sehen!“

Trotz der Hilfe konnte van Zeen sich aber nicht auf den Beinen erhalten und sank auf den Leib seines Rosses zurück.

„Kann denn der Gaul auch nicht auf; was fehlt denn dem?“ forschte der Soldat.

„Ich weiß ja nicht, seht doch einmal zu,“ ächzte der Sergeant.

„Hm,“ meinte der Soldat in bedauerndem Ton nach kurzer Untersuchung, „das arme Tier hat den Vorderfuß gebrochen, er hängt nur noch!“

„Peil!“ fluchte der Sergeant; „wenn nur der meine ganz wäre; so kann ich nicht von der Stelle.“

„Na, wir wollen sehen, so schlimm wird's nicht sein,“ murmelte der Reiter, der viel mehr Mitleid für das Tier als für dessen Herrn zu empfinden schien. „Freilich, hier könnt Ihr nicht gut bleiben,“ fuhr er bedenkl. fort, „man kann nicht wissen, wer einem hier über den Hals kommt.“

„Helst mir, hier aus der Schlucht zu kommen, vielleicht finden wir da am Rande der Felsen einen sichern Platz.“

Schlecht genug ging's. Der Soldat mußte seinen Vergeßten fast tragen, der die Zähne zusammenbiß, um nicht laut aufzuheulen. Doch bezwang er sich tapfer und hielt sich möglichst still, um nicht die Aufmerksamkeit herum-schleichender Mexikaner oder Indianer zu erregen, deren Besuch durchaus nicht erwünscht erschien.

Auf einem Felsblock am Rande fand er schließlich einen ziemlich bequemen Sitz. Sein Gefährte besetzte sein Pferd mittels des Lasses an einen Stein und setzte sich zu ihm.

„Bis es Tag wird, werden wir wohl hier bleiben müssen,“ meinte der Soldat, „wenn unsere Leute nur wieder hier vorbeikämen!“

„Natürlich kommen sie wieder,“ knurrte van Zeen; „sie kehren ins alte Lager zurück und einen bessern Weg dahin gibt's nicht!“

„Wo ging denn die Reise eigentlich hin?“

„Der Alte will eine Bande Guerillas abfangen, sie sollten hier herum lagern, scheinen sich aber beizeiten aus dem Staube gemacht zu haben.“

„Vielleicht hat der Comanchenhäuptling unsern Alten hinters Licht geführt!“ warf der andere nach einer Pause ein, „den roten Schuften ist doch nicht zu trauen!“

„Auch möglich,“ brummte van Zeen, „der oder ein anderer!“

Unter solchen Betrachtungen schwand den beiden die Zeit. Die Sterne erbleichten, ein kühler Wind verkündete den nahenden Morgen. In scharfen Linien zeichneten sich die Felskonturen von der klaren Luft ab. Unten herrschte noch halbe Dämmerung.

Der Soldat hatte die Gelegenheit benützt, sich auf den harten Stein gestreckt und ein wenig geschlafen. Van Zeen, von brennenden Schmerzen gefoltert, hatte sein Bein unter dessen mit einem nassen Tuch gekühlt und dann ebenfalls die Augen geschlossen, aber ohne Erfolg. Die Morgenkühle ließ ihn zusammenschauern, und um eine andere Unterhaltung als das sanfte, melodische Schnarchen seines Nachbarn zu genießen, weckte er diesen wieder.

Mit tiefem Gähnen richtete der Schläfer sich auf und rieb die Augen. Die steif gewordenen Glieder nach allen Richtungen der Windrose redend, blickte er verwundert um sich, bis der wieder auflebende Verstand ihm die Ereignisse der Nacht langsam vergegenwärtigte.

„Hunger habe ich!“ meinte er lakonisch.

„Ich auch!“ entgegnete van Zeen.

„Und nichts zu essen als Pferdefleisch; ach Gott, der arme Gaul quält sich immer noch, da richtet er sich schon wieder mit dem Kopfe auf.“

„Da fällt mir ein, in den Satteltaschen muß noch etwas Proviant stecken,“ fiel van Zeen ein.

„Dann will ich's holen und das arme Tier von seinen Leiden befreien!“

Der Soldat erhob sich und schritt auf das Ross zu. Mit sicherem Stoß seiner Waffe traf er das Herz des Tieres, das sich streckte und zuckend verendete. Dann schnitt er die Satteltaschen los und richtete sich eben wieder auf,

als er zwei Fußgänger wahrte, Kameraden, die, mit ihren Waffen beladen, aus der Richtung kamen, wo die Truppe nachts zuvor verschwunden war.

„Da kommen noch zwei!“ rief er van Zeen zu und deutete in die angegebene Richtung.

Dieser konnte aber noch nichts bemerken, eine Biegung des Thals verbarg sie seinem Blick.

Sie hatten aber auch schon ihren Kameraden erkannt und setzten sich in Trab.

„Wo kommt ihr her?“ rief ihnen van Zeen entgegen.

„Uns ging's wie Euch; wir stürzten und die Gänse liefen den anderen nach, ehe wir uns erheben konnten!“

„Wir kommen wohl gerade recht?“ setzte der eine hinzu und blickte begehrlich auf ein großes Stück geräucherter Fleisches, das der Sergeant bedächtig in lange Streifen schnitt.

Fürs erste wird's langen, freilich knapp genug,“ entgegnete der Gefragte, von seinem Fleisch auf die Hungrigen blickend.

„Aber hiemit steht's schlecht,“ setzte der Gefährte van Zeens hinzu, indem er durch Schütteln den geringen Inhalt einer Feldflasche festgestellt, die sich in der Satteltasche ebenfalls vorgefunden.

„Wasser thut's auch,“ sagte einer der eben Angekommenen, indem er mit vollen Backen das trockene Fleisch verarbeitete.

In kurzem war alles Eßbare verschwunden und die Feldflasche, in dem nächsten Minnsal gefüllt, sorgte für die nötige Anfeuchtung.

„Das Wasser schmeckt ja recht gut, wenn man Durst hat,“ bemerkte ein Soldat mit weiser Miene, „aber es ist doch schrecklich dünn!“

„Und hernach wachsen einem noch die Frösche im Magen!“ seufzte ein anderer.

(Fortsetzung folgt.)



Monatlicher Gartencalender.

Juni.

Blumengarten. Was in der zweiten Hälfte vorigen Monats von Zierblumen noch nicht ausgepflanzt wurde, muß zu Anfang dieses Monats auf den Platz gebracht werden. Nach dem Auspflanzen gieße man jede Pflanze gut an und bestreue jene, die es nötig haben, an Stäbe. Die in freien Grund gefästen einjährigen Gewächse und Stauden sind zu verdünnen und von Unkraut rein zu halten. Auf den Lovlojenbeeten werden die einfach blühenden Pflanzen bis auf einige, die zu Samenträgern dienen sollen, an der Wurzel abgeschnitten. Die blühenden Pflanzen sind fleißig anzubinden. Zwiebelgewächse, die im Herbst zu blühen haben, sind einzulegen. Die nun beginnende Zeit der Vermehrung durch Stecklinge muß gut benützt werden. Die Kesseln, Kurlen und Primelsämlinge sind zu versehen und neue Auskäate von Reseden, Sommerlovlojen und anderen Gewächsen zu machen. Die oftmals Ausgänge Mai blühenden Pimpinell- und Kapuzinerrosen sind, wenn es nötig ist, nach dem Abblühen zurück- und auszuscheiden, um fürs nächste Jahr blühbare Zweige zu haben, da diese Rosen nur an vorjährigem Holze blühen. Gibt man großen und vollkommenen Rosen vor der Menge den Vortzug, so kneipe man zuerst die unvollkommenen, dann die kleinsten und bei denjenigen Sorten, welche in Büschen blühen, die Mittelknospe heraus. Die ersten Blumen auf kümmerlichen Trieben neugepflanzter Rosen unterdrücke man lieber ganz, um die Pflanzen für den späteren Flor mehr zu kräftigen. Dem Anbinden zu schwer werdender oder sonst nicht vorteilhaft gestellter Zweige an den Kronenblümchen, besonders aber auch den üppig aufwachsenden Trieben und Spalier-, Säulen- und Pyramidenrosen schenke man keine Aufmerksamkeit und entferne dabei zugleich die überflüssigen. In der zweiten Hälfte des Monats pflegt der Hauptflor zu beginnen und man veräume daher nicht, jeden Morgen die abgeblühten Blumen zu entfernen, um den neu ausgehenden Platz zu machen. Sollte sich auf einigen Blättern Rost oder Mehltau zeigen, so sind diese sofort zu entfernen und zu verbrennen. Will man neue Rosen züchten, so sind Kreuzungen vorzunehmen. Bei trockener Witterung ist durchdringendes Gießen nicht zu veräumen, unterläßt man es, so verkümmern die Blüten. Um die Rosenstöcke länger in blühendem Zustand zu erhalten, empfiehlt es sich, dieselben durch irgend eine Vorrichtung zu schützen. Hat man im Rosengarten Frühjahrsblumen (Blumenzwiebeln und so weiter) mit verwendet, so sind diese jetzt zu entfernen und durch andere Blumen zu ersetzen. Etwas vorhandene geringe Rosenforten können, sobald reifes Holz, respektive Augen vorhanden sind, durch Oculliren umveredelt werden. Sämtliche Rosen gebe man alle sechs bis acht Tage pünktlich durch, um die in den Spigen sitzenden kleinen Raupen zu vertilgen. Stellt sich trockene Witterung ein, so darf man das Wasser nicht sparen und man muß namentlich die vor kurzer Zeit gesetzten Pflanzen reichlich gießen. Den größeren Kesselforten gibt man Stäbe und bindet die Blütenstengel daran. Die Kesseln müssen jetzt auch von den ihnen so schädlichen Insekten rein gehalten werden. Gegen Mitte des Monats beginne man mit dem Abjäten der Kesseln. Von Kurlen und Primeln nehme man den reifen Samen ab. Gegen Ende des Monats oder, je nach der Witterung, auch schon früher, sind die längst verblühten Hyacinthen, Tulpen, Tagetten, Jonquillen, Krotus, Anemonen und Ranunkeln und so weiter herauszunehmen und an einem trockenen Ort aufzubewahren. Die dadurch ent-

stehenden leeren Plätze fülle man mit Sommerblumen aus. Die Grasplätze sind zu mähen, wenn das Gras etwa handhoch geworden ist. Will das frischgeähte Gras nicht recht gedeihen, so muß es bei trockener Witterung öfters begossen werden. Dem Ausbinden der blühenden Rabattenpflanzen, dem Bekaden der Rabatten und Gruppen, dem Ausputzen und Ordnen der Bierkräucher, dem Begießen aller Pflanzen, seien sie in Töpfen oder freiem Lande, ist die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Gemüsegarten. Fleißiges Gießen, Lockern des Bodens, Jäten ist in diesem Monat die Hauptbeschäftigung. Die zu dicht gesäten Küchengewächse sind ausdünnen und dann mit einer feinen Brause stark anzugießen. Für den Winterbedarf ist jetzt Winterkohl, Rosenkohl, Wirsing, Grünkohl und Karotten; für den Bedarf im Herbst Blumenkohl, fethe Erbsen und Petersilie zu säen. Die leeren Beete grabe man um, pflanze Kohlrarten, Lauch, Sellerie und Endivien darauf. Die jungen Spargelbeete sind zu bekaden und mit flüssigem Dünger, auch Salz, zu düngen. Mit dem Stecken von Spargeln auf älteren Beeten höre man um Johanni auf, da sich sonst die Stöcke erschöpfen. Frischgesetzte Pflanzen, sowie Samenbeete gieße man bei trockener Witterung morgens und abends täglich durch. Ein gut bestellter Gemüsegarten soll im Juni Winterkohl, Schnittkohl, Korb-Portulak, Sauerkraut, Mairüben, Gurken, Spargel, frühe Karotten, Erbsen und Bohnen liefern. Alte Mistbeete können mit Champignonsbrut bestet werden, welche bei mehrwöchentlichem Bekatten der Fenster mit Strohmatte reichlich Pilze liefern. Wenn die im vorigen Monat gelegten Gurken allseits von Frost gelitten haben, so kann man zu Anfang dieses Monats wieder Samen stecken. Von den Gurken können jetzt auch die überflüssigen Ranken entfernt werden. Frühkartoffel, Kohlrüben und andere Kohl- und Krautarten sind zu bekaden und zu behäufeln. In diesem Monat ist auch die letzte Saat von Erbsen und Bohnen zu machen. Den Mautwurfsgrillen (Erdhebe, Werren) ist nachzustellen. Die losen Ranken der Stangenbohnen sind zu befestigen und es sind auch die Samen der Winterrettiche zu stecken. Guten Meerrettich erhält man, wenn man die Beete fleißig behäuft, die Hauptwurzel von Erde entblößt, alle Nebenwurzeln davon abschneidet und die erstere mit einem wollenen Lappen abreibt. Man läßt die Pflanzen zwei bis drei Jahre stehen und behandelt sie alljährlich, wie eben angegeben wurde. Wollen sich Samenstengel daran bilden, so schneide man die Köpfe ab. Die zum Samen tragen bestimmten Pflanzen gieße man bei trockener Witterung wöchentlich zwei bis dreimal gut an, um das Abfallen der Blüten zu verhindern und einen kräftigen Samenansatz zu befördern. Die ausdauernden Gewürzkräuter vermehre man durch Stockteilung oder durch Wurzelprossen. Wenn diese Kräuter in die Blüte kommen, so schneide man sie bei gutem Wetter ab, lasse sie im Schatten trocknen und bewahre sie in einer Schachtel für den Gebrauch auf. Die Anwendung flüssiger Dünggüsse leidet bei der Gemüskultur sehr große Dienste. So oft Schlagregen den Boden festgemacht haben, ist er durch Bekaden zu lockern. Bis Mitte Juni soll die große Pflanzung von Kohl- und Krautarten für den Winterbedarf beendet sein. Die Erbsen sind mit Reifsig zu versehen.

Obstgarten. Zwerg- und Spalierobstbäume von Steinobst sind jetzt zu schneiden und es beginnt überhaupt der Sommerschnitt des Zwergobstes, mit dem auch zugleich das Ausschneiden der überflüssigen Zweige und das Anheften der bleibenden zu geschehen hat. Propfreier, die jetzt noch nicht in den Trieb gekommen sind, dürfen als verloren betrachtet werden. Wenn an den Spalierbäumen aus einer Knospe zwei bis drei Reiser treiben, so ist nur das stärkste beizubehalten. Ende des Monats kann man schon mit dem Oculliren des Steinobstes beginnen, wenn die Unterlagen gut in Saft stehen. Bei dem Ordnen der Zweige der Steinobstspalierbäume, das während des Sommers öfters vorgenommen werden muß, sind auch die Früchte zu verdünnen und zwar das erstmal, wenn sie erbsengroß sind. Man verdünnt zuerst nur diejenigen, die zu gehäuft stehen; haben sie die Größe einer Haselnuß erreicht, so werden sie zum zweitemale verdünnt und die dritte Verdünnung hat bei der Steinbildung zu geschehen. Die abgenommenen Früchte werfe man nicht weg, sondern lege sie wie kleine Gurken in Essig ein und verpeise sie. Sie können auch zu Wiggles verwendet werden. Großfrüchtige Sorten müssen stets mehr verdünnt werden als kleinfrüchtige. Die Spalierreben sind ebenfalls auszubrechen und die bleibenden anzubinden. Man nehme dabei alle Triebe weg, die keine Trauben haben, und schneide alle Triebe, die Trauben tragen, über dem dritten Blatt, von dem höchst stehenden an gerechnet, ab und beste sie dann sorgfältig an. Die Rabatte ist aufgelockert zu halten und bei trockener Witterung sind die Stöcke abends zu gießen. Das warmtägliche Obst schüttele man von den Bäumen und vertilge es. Veredelten schwachen Bäumchen nehme man die Spitze ihrer Triebe. Die im Frühjahr verpflanzten Bäume und Sträucher sind bei trockener Witterung stark zu gießen. Auch bei älteren Bäumen ist zu empfehlen, sie bei anhaltend trockener Witterung von Zeit zu Zeit stark zu gießen, sie werfen dann ihre jungen Früchte nicht so leicht und weniger zahlreich ab. Pyramiden- und Spalierbäume, deren Früchte zu schwellen beginnen, verhebe man allwöchentlich zweimal mit einem zur Hälfte mit Wasser verdünnten Düngguss; die überflüssigen Wasserschossen von allen Bäumen müssen an der Entstehungsstelle scharf abgeschnitten und die übermäßig langen Triebe eingeknippt werden. Von den Reishäusern sind durch irgend ein Mittel die Vögel abzuhalten. Die Scheiben von großen tragbaren Obstbäumen sind stets locker und rein zu halten und das zu dicht beisammen stehende Holz ist auszuscheiden. Von stärkeren Bäumen nehme man die Ähale weg und untersuche die anderen, ob die Bänder noch gut sind und nicht reiben. Wenn die Erdbeeren zu blühen beginnen, bedecke man den Boden mit Oehmd, Loh, Strohhaufel oder was man sonst bei der Hand hat, damit die Früchte durch Regen nicht beschmutzt werden und der Boden die Feuchtigkeit länger hält; die Ausläufer entferne man aber erst nach vollendetem Fruchtansatz, denn das zu frühe Abnehmen derselben wirkt auf das Wachstum und die Fruchtbarkeit der Pflanze schädlich ein. Diese ersten Ranken geben aber auch recht kräftige Pflanzen für den Herbstbedarf, wenn man sie in mit Erde gefüllte kleine Töpfe leitet, die man dem Erdboden gleich in die Beete einsetzt. Es können jetzt Stecklinge von Johannis- und Stachelbeersträuchern gemacht werden. Zu diesem Zwecke schneide man etwa zwölf bis fünfzehn Centimeter lange diesjährige Triebe glatt ab und stecke sie auf einen dazu hergerichteten, recht schattig gelegenen Platz. Die Beete der Beerensträucher sind sorgfältig zu bekaden und von Unkraut rein zu halten. Gegen Raupen und

sonstiges Ungeziefer, wodurch die Beerensträucher im Sommer fast kahl gefressen werden, thut Chlorsalpete der besten Dienste. Man löse ungefähr achtzehn Teelogramm Salpeter in heißen Wasser auf und vermehre die Lösung durch Zusatz von zwanzig Liter Wasser. Mit dieser Mischung, die vor dem Gebrauch gut umzurühren ist, bespreize man seine Sträucher, wenn man Spuren von Raupen wahrnimmt. Gelingt die Zerstörung des Ungeziefers durch einmaliges Besprehen nicht, so wiederhole man es ein paar mal. Die Nadelholzsämlinge sind jetzt zu verpflanzen und Biersträucher können durch Abienker vermehrt werden.

Anlage kleinerer Eiskeller.

Zur Anlage billiger und zweckmäßiger Eiskeller im kleineren Maßstabe wird in der „Zeitschr. d. l. V. f. Rheinpreußen“ nachstehende Anweisung gegeben.

Man läßt zunächst eine runde, trichterförmige Ausschachtung des Erdreichs vornehmen und zwar in möglichst stumpfem Winkel, damit die Böschungen nicht nachrollen und eine sichere Wandung abgeben. Diese Böschungen sind mit einer Schüttung von etwa handgroßen Steinen oder Ziegelbrocken, was gerade zur Hand ist, zu bedecken und hierauf eine Lage alter Schwarten oder Bretter zu legen. In der Mitte des Trichters muß die Steinschüttung die größte Stärke haben. Bekanntlich ist bei der Anlage jeden Eiskellers neben dem Abschluß des Eises gegen Erde und Luft das wichtigste Erfordernis eine gute Abführung allen Schmelzwassers. Das Eis muß, wenn es sich lange erhalten soll, unter allen Umständen stets trocken liegen und darf keinesfalls in seinem eigenen Schmelzwasser baden. Dies eben wird nun vortrefflich erreicht durch die lockere Steinschüttung. Das Schmelzwasser tropfelt zwischen den Steinen hindurch und versickert im Grunde. Ueber die Ausschachtung des Erdreichs wird ein Zeltdach, dessen Sparren aus runden Stangen bestehen, angebracht in der Weise, daß die Sparren am Fußende angelockt und eingegraben werden, während sie in der Dachspitze in einen sogenannten Kaiserrikel zusammenlaufen. An der Nordseite mündet in das Zeltdach eine Vorhalle mit doppelten Thüren, von denen immer nur die eine geöffnet sein darf, so daß niemals die äußere Temperatur unmittelbar zu dem Eis dringen kann. Der innere Raum des Strohs, Rohrs oder Pappdaches muß ebenso wie die Wände des Vorbaues mit schlechten Wärmeleitern (Stroh, Moos, Schlackenwolle und so weiter) dick bekleidet werden. Solcher Eiskeller ermöglicht eine dauernde Verisigung, konserviert das Eis den ganzen Sommer hindurch und gestattet eine bequeme tägliche Entnahme desselben. Die Anlage entspricht somit allen billigen Anforderungen und ist leicht und mit wenigen Kosten herzustellen. Bemerkte sei noch, daß der Eiskeller am besten in trockenem Sandboden angelegt wird, sowie daß es sich empfiehlt, wenn wenigstens auf den Sonnenseiten Bäume oder Gebäude Schatten spenden.

Von Regierungsrat Beyer wird diese Art der Konservirung des Eises durch Strohmieten als nicht befriedigend bezeichnet und er beschreibt in der „Landw. Tierzucht“ unter Beifügung von Abbildungen andere Einrichtungen, über deren eine wir, so gut es ohne Abbildungen geht, berichten wollen.

Ein Eiskeller einfacher Art wird nach Beyer in kreisrunder Grundrißform mit einer steinstarken Wandung, die für jeden in Betracht kommenden Durchmesser genügend widerstandsfähig ist, mit hartgebrannten Ziegelsteinen, am besten in Zementmörtel, hergestellt. Damit die Eisentnahme nicht zu beschwerlich ausfällt, ist die Tiefe des Kellers zu 5 Meter angenommen. Das Ringmauerwerk reicht etwa 0,8 Meter über das Terrain an und wird mit einem bis zum Terrain reichenden (überstehenden) Rohr, Stroh- oder Pappdach, dessen innerer Raum ganz mit Stroh ausgefüllt wird, abgedeckt. Die Sohle des Kellers wird mit Gefälle nach der Mitte gepflastert und erhält hier einen Schacht, aus welchem das Schmelzwasser etwa nach einer tiefer liegenden durchlässigen Schicht durch Bohrlöcher und eingesetztes Drainrohr nach außen zum Abfluß gelangt. Liegt die Sohle schon im Sand, so wird sie nur mit Ziegelbrocken beschüttet. Ueber der Sohle wird ein Balkenrost von etwa 12 Quadratcentimeter starken Holzern mit geringen Zwischenräumen gestreckt; die Wände werden mit starken Latzen in einigem Abstande bekleidet. Auf der Nordseite ist ein etwas in das Terrain eingelassener Vorbau angebracht, welcher zur Fällung und Entleerung benötigt wird und mit doppelten Thüren versehen ist. Bezüglich der Konstruktion der Thüren wird noch erwähnt, daß eine Hohlwandanordnung derselben anzuwenden ist. Die Thüren werden zu diesem Zweck aus einem Bohlenrahmen hergestellt, der auf beiden Seiten mit Brettern bekleidet wird; der Zwischenraum wird zweckmäßig mit Schlackenwolle und so weiter ausgefüllt. — Hauptbedingungen für Konservirung des Eises sind: a) Abschluß des Eises gegen Erde und Luft durch schlechte Wärmeleiter; b) Ableitung des Schmelzwassers.

Bilderrätsel.



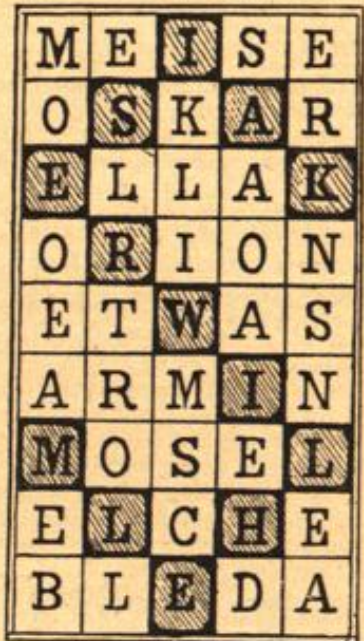
Auflösung des Bilderrätsels Seite 515:

Wehr und Waffen sind des Friedens halber erschaffen.

Buchstabenrätsel.

Sieben Zeichen nennen die Eine Stadt in Pommernland. Die vier letzten grüßen wir Härtlich oft, mit Ruh und Hand. Die fünf ersten fördern dort, Wo Europa Aßen sol'. Nimm das erst und letzte Zeichen fort — Steht ein schönes Mädchen da.

Auflösung des Silbenrätsel-Kryptonyms Seite 515:



Die Buchstaben der in der Aufgabe mit den Zahlen 1—13 markirt gewesenen Felder geben: „Kaiser Wilhelm“.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die Nummer 36 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“.

In dieser Nummer beginnt neu der Roman:

Die Jagd des Todes.

Von Leo Warren.

Der laufende, vierzehnte Jahrgang enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern folgende Roman:

- „Der Battono“ von J. v. Suttner.
„Ein Feenschloß“ von Heiler v. Geyern.
„Karadi-nisa“ von F. v. Jobellik.
„Der Mohr von Berlin“ von Georg Horn.
„Do ut des“ von O. Heller.
„Die Lehnsjungfer“ von Emile Erhard.
„Blinde Liebe“ von Hugo Klein.
„Auf dem einsamen Schlosse“ von Hieronymus Form.

Außerdem ein reichhaltiges Senikleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ (Preis in Wochen-Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pf. das Heft) kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Abonnet in A. Wir sollen Ihnen eine gute Bezugsquelle für Havannacigaren empfehlen; thäten wir das hier, so würden wir sämtliche Cigarrenimporteure Deutschlands erstürmen mit Ausnahme des genannten — und die Herren hätten recht.

Abonnet in Friedrichshafen. Die Postverwaltung ist hier völlig im Recht, denn das Postkonto darf mit der Umbalage nicht mehr wiegen als zehn Pfund.

Hrn. G. R. in Bukarest. In diesem Fall müssen Sie sich schon an ein Stellenvermittlungsbureau wenden. Diese Branche ist überfüllt. Hr. G. R. in Santer. Wir haben Ihnen brieflich geantwortet, daß die Rotiz aus der deutschen Weingeitung stammt. Besten Dank für Ihr Interesse — darauf jedoch jetzt noch zurückzukommen, ist zu spät. Bestellen Sie die Werke bei einer Buchhandlung; sie sind sämtlich nicht in unserem Verlag erschienen.

Eine Abonnentin in L. fragt an, wo manreden von gepufter Seide wehen lassen kann, da Jos Seih in Augsburg gefordert.
 Hrn. P. J. in Temedvar. Sprache und Stimmung hübsch, dennoch nicht recht geeignet.
 Unerfabrner in (N. 1) Das kann nur ein Dauschneider entscheiden. 2) Abreiben mit Sandpapier und einölen. 3) Für Feuerwiderstandsfähigkeit — ja!
 H. B. in Stettin. Stimmungsvoll, aber für einen großen Leserkreis nicht geeignet.
 Hrn. W. Fr. in Innsbruck. 1) Für den Familienkreis nett. 2) Durch Auflegen von Benzinnagnesia. Nach einiger Zeit vorsichtig abheben mittels eines Messers.
 Hrn. D. N. in Gaderleben. Die Notiz dankt und interessant. Rehe wissen wir nicht über den Gegenstand und irgendwelche Garantie können wir nicht übernehmen; von einer Reise dorthin raten wir ab.
 Hrn. S. S. in Greußen. Leider nicht geeignet — der Form wegen.
 Hrn. W. Maulke in München. Die Bildertafeln der Schwimmkunst von Kluge, Capella's Schwimmkule; durch jede Buchhandlung.
 Frau Mina H. in Pardubitz. Zuerst eine gründliche Schulbildung und dann sehen Sie, ob der junge Mann wirklich Talent hat.
 Abonnent in Kassel. Das ist uns bekannt. Es gibt viele Leute, die nach dem Genuss von Walderdbeeren einen leichten Friesel bekommen, gefährlich ist das nicht.
 Frä. Mariane Hinderfuss in Rehl. Ja, wenn man die Probe machen könnte!
 Hrn. G. Richter in Berleberg. Wenden Sie sich an Friedrich's Buchhandlung in Breslau und erbitten Sie den Lehrmittelkatalog; dort finden Sie Elektrifiziermaschinen zu den verschiedensten Preisen aufgeführt.
 Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln, Charaden etc. sind und zu gelangen von: Frä. Toni Neumann, Danzig; Marie Appel, Wien; Paula Lenj, Graz; S. Somoggi, Vano; Rosine Wihlbald, Prag; Bertha Garre, Berlin; Ottilie Oerttag, Ulm; Friederike Schenkel, Chicago; Hannchen Meier, Bremen; Hrn. R. Heller, Innsbruck; A. Kraft, Demmin; F. Zwele, Dahlenburg; D. Dachne, Hamburg; R. Kautenbach, Nagelsberger Mühle; G. Wechel, Strassburg; Döflinger, Thailfingen; A. Cohn, Gurlow; J. Baelsen, Potsdam; F. Trammer, Hannover; R. Kuffen, Kiel; W. Gutentag, Posen; G. Wihlbald, New-York; G. Henner, Bamberg.

zur Aufnahme solcher Kranken geeignet, so namentlich von den oben bekannten: Drunthal und Thallischen bei München. Für alle Fälle würden wir aber raten, nur mit Zustimmung des Arztes, welcher die Krankheit bisher behandelt hat, eine solche Anstalt aufzusuchen.
 Zwei langjährige Leser S. und P. in Neuhadt-Wagdeburg. Die Zusammenziehung dieses Trankes kennen wir nicht. Da derselbe unter die Geheimmittel gehört, so sind die Anpreisungen über seine Wirkungen nur mit größter Vorsicht anzunehmen.
 Ein schon sehr langjähriger Abonnent in Malhausen i. G. D. G. Wenn Sie ein so langjähriger Abonnent der „Illustrierten Welt“ sind, so nimmt es uns wunder, daß Sie diese oft beantwortete Frage: „Wie vertreibt man Mieser?“ nicht schon ein dutzendmal wenigstens gelesen haben. Kürzlich in Nummer 35 dieses Jahrgangs zum Beispiel.
 Dr. Sch.

Das „St. Galler Tagblatt“ sagt über **Georg Ebers' Idyll „Eine Frage“**:
 „Wir kennen wenige so reizende Bücher, wie das vorgenannte, das in der That ein wahrer Bijou ist, eines der sinnigsten kleinen Geschenke, mit dem man bei jedermann gut ankommt. Es ist für uns keine Frage, daß „Eine Frage“ eine der lieblichsten Schöpfungen ist, die wir dem hochgeschätzten Schriftsteller Georg Ebers verdanken.“

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Humoristische **Reise- und Bade-Lektüre.**

- Münchhausens Abenteuer und Reisen.** Neu bearbeitet von Edmund Zoller. Mit 150 Original-Illustrationen von Gustav Doré. 2. Aufl. Pracht-Ausgabe in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 9. —
- Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Unglücksrabe.** — Das Bad am Samstag Abend. 5. Auflage. Groß Quart. Eleg. kart. Preis M. 3. —
- Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter.** — Der Schreihals. — Die Frise. 3. Auflage. Groß Quart. Eleg. kartoniert. Preis M. 2. —
- Paul Lindau, Die kranke Köchin.** — Die Liebe im Palis. Zwei ernsthafte Geschichten. Mit 15 Illustrationen von Julius Ehrentraut. 2. Aufl. Fein gebd. Preis M. 4. —
- van Dewart, Aus meinen Kadettenjahren.** Mit 32 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 3. —
- van Dewart, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren.** Mit 69 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anfragen. *)

35) Wie bereitet man sich das Kummerfeldsche Augenwasser? Abonnent — tief in Polen.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Rine von St. Carlot, Roman nach dem Englischen von W. Wanda. Fortsetzung. — Großer Hunger. — Wilsauster. — Sinnprüche. — Albumblatt: Der Strauß, von Helene von Hülsen. — Die weiße Kap. — Humoreske von Fritz Wila. — Die Beladenen des Orients. — Das Petroleum des Altertums. — Plaudereien aus Smyrna, von A. Hartmann. — Das Thor der Bergung an der Domkirche zu Granada. — Don Pedro's Brautwahl. — Erzählung von Kar Len. Fortsetzung. — Aus Natur und Leben: Monatlicher Gartenkalender, Juni; Anlage kleinerer Gärten. — Bilderrätsel. — Buchhändlerrätsel. — Kleine Korrespondenz.
 Illustrationen: Großer Hunger, Gemälde von Ludwig Knaut. — Die Beladenen des Orients, Originalzeichnung von W. Genz. — Ansicht der Stadt Wilsauster (Wilsauster), nebst Einfahrt in den Hafen vom Michigansee aus, nach einer Skizze von E. Upham. — Das Thor der Bergung an der Domkirche zu Granada, Zeichnung von Anton Hebert. — Die Rine von St. Carlot: „Hugh“ rief Annie lachend, ihre Hand auf seinen Arm legend, „wohin willst Du?“ — Die Feigeninbäckerin in Smyrna.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist soeben eine neue, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe der Kaiser Wilhelm-Biographie erschienen, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden kann:

„Neunundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. 156 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Die „Bayrische Lehrzeitung“ schreibt über unsere Kaiser Wilhelm-Biographie: Dankbare Pietät, tiefe Gefühlswärme und edle Begeisterung hat dem Verfasser die Feder geführt, um in bereiteter Junge ein lebenswarmes Bild des erhabenen Herrschers zu schaffen, der durch Kampf und Sieg unser Vaterland zu einer kaum geahnten Stufe weltgeschichtlicher Bedeutung erhoben hat, und der gediegene Bilderschnud des prachtvoll ausgestatteten Werkes unterstützt ihn aufs erfreulichste in seiner Aufgabe. Das Ganze ist ein Schmuckstück für jeden Familiensitz und jede Hausbibliothek, ebenso geeignet für den feinen Salon, wie für das einfache Bücherbrett des schlichten Bürgers und Landmannes.

Spezialfabrik für Badeapparate Zimmerdouchen, beste und zweckmäßigste Badeeinrichtung in vorzüglicher Konstruktion, von selbstbestimmtem Volumen und von zeitlichen Vorrichtungen empfohlen liefern die Verein-Fabriken zur Anfertigung von Sanitätsgeräten (vorm. Wippen-Fischer) G. Waquet, Heidelberg u. Berlin SW., Friedrichstr. 21. Döllner-Str. 10. Preisliste gratis. Preisliste franco. 943

Patent-Kinderwagen, Krankenfahrräder, Nebbettstellen, Kinder-Velocipedes
 eigener Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie eleganten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die **Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik G. E. Höfgen, Dresden-N.**
 Reichhaltigste illustrierte Kataloge (mit vielen Anerkennungen aus allen Ländern als Anhang) auf Wunsch gratis. Niederlage Wien L. Postg. 22.

Letztig Anzeigehung Amsterdam 1883 **Goldene Medaille.**
Kupferberg Gold.
 Bestenher sehr feinsten Qualität. **Chr. All. Kupferberg & Co. Mainz.**
 Hauptniederlage in Mainz. Zu beziehen durch alle Wein- und Bierhändler.

LEONHARDI'S TINTEN
 Rühmlichst bekannt. Mit ersten Preisen ausgezeichnet!
 Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibmaterialienhandlungen des In- u. Auslandes.
LEONHARDI, DRESDEN
 Erfinder der berühmten patent ALKALINTINTEN (schöne Eisenfalten) und anderer beliebiger ALKALINTINTEN, sowie verwandter Spezialitäten.

Tamarinden-Conserven.
 allein. Verfert. Apoth. KANOLDT, Gotha. Wild- und reines wirkendes Abführmittel gegen Hämorrhoiden, Migräne, Congestionen etc. — Konstitutionsform — von angenehmem Geschmack, erfrischender belebender Wirkung auf das Verdauungssystem, Verbilligung und Appetit nicht lährend, verträglich für den schwächsten Magen. Preis 1/2 Schachtel 80 Pf. in den Apotheken. Alle Präparate dieses Namens sind Nachahmungen; man verlange ausdrücklich Kanoldt'sche Conserven.

BAD WILDUNGEN.
 Gegen Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Stuhlarrest, Syphilis etc. hat seit Jahrhunderten als spezifische Mittel bekannt: **Georg Victor-Cucule** und **Helene-Cucule**. Wasser derselben wird in ihrer reifen Fällung verwendet. — Anfragen über das Bad, Beschreibungen von Wohnungen im Badelagertum und Entwürfen des Bade etc. erbeten: Die Inspektion der Wildunger Mineral- u. Aktiengesellschaft.
 Zu allerlei **Milchspeisen, Flammern, Fruchtgelées, Puddings etc.**
 Ersetzt Gelatine. Erleichtert die Zubereitung. Verbindet den höchsten Wohlgeschmack mit der leichtesten Verdaulichkeit. Auch zur Verdickung von Suppen etc. vortrefflich. Mondamin ist ein entölttes Mais-Product, Fabr. **Brown & Polson, k. u. Hof. Paisley** (Schottland) u. Berlin, Heiligegeiststr. 35 u. ist in feiner Esswaaren-u. Droge-Handl. in 1/2 u. 1/4 engl. Pfd.-Pack. zu haben.
Spezialarzt Dr. med. Meyer, Berlin, Feilbergstr. 91, heilt auch brieflich alle Arten von **Blutkreisl., Frauen- und Hautkrankheiten, sowie Schodche, Rückenmarkleiden, Nervenerrüttung, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit höchster und schnellster Erfolge.**

Acclsharmonika
 für Gärten u. auf Dächern, erdicht harmonisch schon bei schwachem Winde, Stück M. 4.50, II. M. 6.—, mit Karlen Ton M. 8.—. Silbergold. Wetterfahne M. 4.— mehr. Illustrirte Preisblätter. **Adolf Klinger, Weidenberg** in Böhmen. 1130

Stottern!!
 heilt schnell und sicher die Anstalt von **Robert Ernst,** Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franco. Honorar nach Heilung.

J BRANDT & G. W. NAWROCKI
 besorgen & verwerthen **PATENTE** in allen Ländern **BERLIN W.** 78, Friedrichstrasse 78.

Mondamin
 Ersetzt Gelatine. Erleichtert die Zubereitung. Verbindet den höchsten Wohlgeschmack mit der leichtesten Verdaulichkeit. Auch zur Verdickung von Suppen etc. vortrefflich. Mondamin ist ein entölttes Mais-Product, Fabr. **Brown & Polson, k. u. Hof. Paisley** (Schottland) u. Berlin, Heiligegeiststr. 35 u. ist in feiner Esswaaren-u. Droge-Handl. in 1/2 u. 1/4 engl. Pfd.-Pack. zu haben.

Für Damen
 Verbesserte Hygiena- (Holzwolle-) Binden, zweckmäßig und billige Kaufgegenstände, vor Nachahmung geschützt, künstlich und in Feinverarbeiten sehr empfohlen. In Qual. M. 1.80, II. Qual. M. 1.20 pro Pfd. Gürtel dazu 60 Pf. **Emil Schärer, Verbandstoffabrik, Chemnitz.**

Galvanische Niederschläge
 von den in unseren Journalen „Meer Rand und Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. per Quadrat-Zentimeter abgegeben. **Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt** vorm. Eduard Hallberger.

Neuester Romanverlag
 der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger) in Stuttgart und Leipzig.
 van Dewart, Sonnige Tage. M. 3. — van Dewart, Die Erbtante. 2 Bde. M. 8. — Erhard, Das Meerweibchen. M. 5. — Frenzel, Nach der ersten Liebe. 2 Bde. M. 8. — Geyern, Ein Feenschloss. 3 Bde. M. 12. — Geyern, Gräfin Resi. 3 Bde. M. 12. — Horn, Der Mohr von Berlin. 3 Bde. M. 10. — Jordan, Die Sebalds. 2 Bde. M. 10. — Reichenbach, Durch. 2 Bde. M. 8. — Reichenbach, Coeurdamen. M. 5. — Rosenthal-Bonin, Das Haus mit den zwei Eingängen. M. 5. — Rosenthal-Bonin, Schwarze Schatten. M. 4.50. — Samarow, Die Saxoborussen. 3 Bde. M. 12. — Samarow, Der Adjutant der Kaiserin. 4 Bde. M. 15. — Suttner, Der Battono. M. 5. — Fischer, Auch Einer. 2 Bde. M. 9. — Warren, Im Hölserberg. 2 Bde. M. 8.